

Brühler Zeitung

Brühler Lokalanzeiger - Brühler Stadtanzeiger - Brühler Volkszeitung

Anzeigenpreis für 1 mm Höhe 6 Wfg. im Textteil 20 Wfg. Bittgebühren und Anstufungsberechnung 20 Wfg. für Aufnahme von Anzeigen an bestimmten Tagen und Plätzen keine Gewähr. Inverlangt eingelangte Beiträge werden nur dann zurückgeschickt, wenn Rückporto beiliegt.

Volksblatt der Stadt Brühl

Geschäftsstelle Schloßstraße 28 * Fernsprecher 21 08.

Bezugspreis durch den Boten frei ins Haus oder durch die Post monatlich 1.50 M. einchl. 30 Wfg. Trägerlohn und Beförderungsgebühr. — Die Brühler Zeitung erscheint täglich außer an Sonn- und Feiertagen. — Postfachkonto Köln 12742

Nr. 154

Mittwoch, 5. Juli 1939

42. Jahrgang

Die Heher in der eigenen Schlinge

Mit armseligen Erfindungen versuchen die Einkreisungsstrategen ihren Reinfall zu vertuschen — „Von den Nazis in die Welt gesetzt!“

Es hinterläßt immer ein fatales Gefühl der Unglaubwürdigkeit, wenn sich jemand seiner Kraft und Entschlossenheit anreizend laut rühmt, der im entscheidenden Augenblick schon einmal versagt hat. Paris und London haben sich mit ihren alarmierenden Voraussagen von dem angeblich geplanten Wochenausbruch in Danzig gründlich blamiert, denn allmählich lernt auch der harmloseste, Nahe von Tatsachen unterscheiden. Um so kraftvoller gebärden sich die Londoner und Pariser Zeitungen jetzt, um ihren Reinfall zu vertuschen und den Leser von dem verächtlichen Thema der sich immer noch uferlos hinschleppenden Moskauer Einkreisungsverhandlungen abzulenken.

„Der Führer hat seine Pläne, Danzig übers Wochenende ins Reich zurückzuholen, vor der furchtbaren Entschlossenheit der Demokratie aufgeben müssen“, das ist auch am Dienstag noch der Tenor der Pariser und Londoner Zeitungen, die sich mit der freien Stadt beschäftigen. Die verschiedenen Botschafterempfehlungen und Botschafterreisen geben Anlaß, immer wieder zu betonen, daß ein „Gewaltstreik“ gegen Danzig den allgemeinen Krieg entfesseln würde. Denn wie schon Chamberlain das Verhalten der Polen schon in Ordnung findet, so hat sich die Presse der Garantiestaaten längst daran gewöhnt, Tag für Tag Delins Feuer zu gießen und den östlichen Gernegroß zu noch herausfordernder Sprache zu ermuntern. Da man stellt die Dinge völlig auf den Kopf. Bringt es die Liverpool Daily Post heute doch sogar fertig, eine „Bedrohung der polnischen Unabhängigkeit durch Danzig“ an die Wand zu malen, in welchem Falle dann England dem von dem schrecklichen Danzig bedrohten polnischen Schützling zu Hilfe eilen müßte. Borek aber soll sich Polen angeblich mit einer „warrenden Note“ an Danzig begeben; doch ist man sich weder in London noch in Paris darüber im klaren, wann und ob sie wirklich abgeschickt werden dürfte.

Im allgemeinen ist es richtiges Gefühl, das man in der Presse der beiden westlichen Hauptstädte vernimmt. Man versucht, das Gesicht zu wahren, um an dem offenen Eingeständnis vorbeizukommen. Ein Blatt wie das Pariser Ordre führt sich zu der „Feststellung“ berechtigt, „der Führer scheint nicht die Absicht zu haben, die Dinge in Danzig zu überstürzen“ (1). Auch der Figaro bemerkt weise, „Berlin scheint seine Pläne aufgeschoben zu haben“, sagt aber weiter, die Absichten der Reichsregierung „blieben dunkel“.

In keiner Zeitung fehlt zwar die Betonung, Deutschland sei gebremst worden durch die „Energie der Londoner und Pariser Regierung und ihre unüberwindliche Entschlossenheit“, aber dennoch glaubt man dem Leser wenigstens eine halbe Erklärung dafür geben zu müssen, daß man vorgeföhrt noch die wilden Kriessagefänge ankündigt, heute aber ganz lachend tritt. Figaro schreibt die Verantwortung dafür den „ausländischen Beobachtern in Berlin“ zu, die sich am Samstag auf einen Botschafterbesuch in Danzig gefakt machten, jetzt aber „ihre Ansicht“ geändert hätten. Man kann sich eine leichtsinnigere Auffassung von der Berichterstattungspflicht „eines ausländischen Beobachters“ kaum vorstellen als sie hier zum Ausdruck kommt, zumal auch der Berliner Korrespondent des Ordre am gleichen Tage feststellen genötigt ist, daß Deutschland nicht an den Krieg glaube und in Berlin alles seinen normalen ruhigen Verlauf nehme.

Durch Gefährlichkeit und Gemeinheit zeichnet sich der Entschuldigungsveruch des betont deutschfeindlichen News Chronicle für den blamablen Rückzug aus, in dem der bekannte Heizer Barillet behauptet, die alarmierenden Gerüchte am Wochenende „seien nur von den Nazis in die Welt gesetzt“ worden, „um die Reaktion in London auszuprovokieren“! Schließt diese einfältige Behauptung, die von vornherein nicht den Anspruch erheben kann, selbst nur in der bereits vergifteten und verwirrten Londoner und Pariser Desorientierung ernst genommen zu werden, nicht das Geständnis der planmäßigen Greuelhege und Brunnengrabung ein? Ungeachtet hat News Chronicle mit dieser dummdreisten Lüge das System jener Kreise bloßgestellt, die bedenkenlos auf einen neuen Krieg losfeuern und glauben, das Spiel von 1914

mit dem deutschen Volk wiederholen zu können.

Der große Bluff

Gazzetta del Popolo über die wahren Ziele der Lügenflut der Einkreisler

Mailand, 4. Juli. Zu den von London und Paris böswillig ausgetretenen Gerüchten über einen bevorstehenden deutschen Handstreich auf Danzig erklärt die „Gazzetta del Popolo“, wie leicht festzustellen gewesen sei, handelte es sich dabei um einen Bluff. Da in Danzig nichts geschah und alles ruhig verlief, sage man nun, daß man deutscherseits nicht den Mut gehabt hat, sich zu rühren. Auch dies sei nichts anderes als ein Bluff. All dies werde von den Täuschungsmeistern der „Großen Demokratie“ erfunden, um ihre Völker irreführen und dem Ausland einen Beweis für die „demokratische Energie“ vorzubiegen, die außerhalb der Sowjets Eindrücke machen sollte.

Wenn man immer nur von Danzig rede, so sei das ein sicherer Ausweg, um über den Gang der Verhandlungen mit Sowjetrußland und die Lage im Fernen Osten schweigen zu können. Der französisch-britannische Marxismus lasse Italien aber vollständig gleichgültig.

Unter Hinweis auf die Lügenflut um Danzig schreibt der „Reito del Carlino“, indem die Regierung von Warschau sich gegen eine gerechte Lösung des Problems von Danzig und des Korridors stelle, setze sie das Leben von Millionen Menschen in ganz Europa aufs Spiel und riskiere schließlich die nationale Existenz Polens. Es wäre zu hoffen, daß Minister Beck über die Geschichte seines eigenen Landes nachdenke, um daraus die nötigen Lehren zu ziehen. Wenn er den Spuren Veneßas folge, dann müßte er auch dessen Schicksal erleiden. Wer Danzig würde trotzdem zum Reich zurückkehren.

Neue Hemmnisse in Moskau

Molotow wünscht neue „Präzisionen“ — Paris glaubt an noch lange Verhandlungsdauer

Paris, 4. Juli.

Wie Savas berichtet, ist die sowjetrussische Antwort auf die französisch-britischen Vorschläge, die in Moskau dem französischen Botschafter überreicht worden sei, am Dienstag im Duai d'Orlans eingetroffen. Die sowjetrussische Antwortnote werde am Duai d'Orlans von den zuständigen Stellen im Einvernehmen mit Außenminister Bonnet geprüft. Molotow scheine, so meint Savas weiter, um neue Präzisionen zu gewissen Punkten des französisch-britischen Projektes ersucht zu haben. Unter diesen Bedingungen glaube man, daß die Verhandlungen noch eine gewisse Zeit in Anspruch nehmen würden. Die Regierungen von London und Paris blieben in dieser Frage jedoch in engem Kontakt.

In politischen Kreisen zeigt man sich am Dienstag weniger optimistisch, da man glaubt, daß die sowjetrussische Antwort auf die letzten englisch-französischen Vorschläge neue Schwierigkeiten gebracht habe.

Scheitern der Verhandlungen

mit Sowjetrußland schon in Erwägung gezogen. Belgrad, 4. Juli. Zu den Pariser Besprechungen des englischen Kriegsministers Lord Halifax bemerkt der Londoner Vertreter der Breme, daß dabei die Frage der Zusammenarbeit der französischen und englischen Armee für den Fall eines Scheiterns der Besprechungen mit den Sowjets überprüft wurde.

Battverhandlungen und Börsenspekulationen

Paris, 4. Juli. Zu einer von dem Abendblatt Information veröffentlichten Meldung aus London, wonach „ein positiver Abschluß der englisch-französisch-sowjetrussischen Verhandlungen unmittelbar bevorstehe“, erklärt man in Pariser unterrichteten Kreisen, es handele sich hierbei um eine Meldung der Agentur Tournier, die zu nicht ganz durchsichtigen, wahrscheinlich aber Börsenspekulationen betreffenden Zwecken herausgegeben worden ist. Jedenfalls sei an dieser Meldung kein wahres Wort, vielmehr sei man in Pariser politischen Kreisen jetzt davon überzeugt, daß es weder in dieser noch in der nächsten Woche zu irgendeinem Abschluß der Moskauer Verhandlungen kommen werde. Die Schwierigkeiten betrafen nach wie vor „gewisse Einzelheiten“.

London, 4. Juli. Der verdächtige Optimismus, den die Londoner Abendblätter am Dienstag bezüglich des angeblich bald bevorstehenden Abschlusses des Paktes mit Sowjetrußland an den Tag legten, wird von den zuständigen Stellen keineswegs geteilt. Frek Association berichtet, daß in amtlichen Kreisen der Optimismus über ein baldiges Abkommen „nicht voll geteilt“ werde. In englischen Kreisen sei man der Ansicht, daß die Verhandlungen noch einige Zeit fortgesetzt werden müßten. An maßgebender Stelle wird diese Verleumdung von Frek Association als richtig bezeichnet und bestätigt, daß neue Fragen zur Erörterung gestellt worden seien.

Belorgnis in Warschau

Warschau, 4. Juli. Ueber neue Schwierigkeiten, die sich in Moskau bei den Verhandlungen ergeben haben, berichtet „Kurier Warszawski“. Der Krenl soll neue Vorbehalte unter anderem gegen „Garantien“ gemacht haben, die von den Demokratien für die Grenzen der Schweiz und Holland gefordert werden, da Moskau mit diesen Staaten diplomatische Beziehungen nicht unterhalte. Auch „Wieczor Warszawski“ gibt seinem „Anwiler“ über die „Verleumdungstatistik“ Moskaus lebhaften Ausdruck. Es scheint, daß die ohnehin schon sehr weitgehenden Zugeständnisse, die die Regierungen Englands und Frankreichs an die verschiedenen Forderungen Moskaus gemacht haben, nicht mehr erweitert werden könnten, da ein weiteres Entgegenkommen gegenüber den Forderungen der Sowjets nicht mehr und nicht weniger bedeuten würde, als daß ihnen das vollkommene Bestimmungsrecht über das Schicksal von Krieg und Frieden in der Welt in die Hand gegeben würde.

Alare Absage an London

Die Baltischen Länder wollen von einer gefährlichen „Garantie“ nichts wissen

Warschau, 4. Juli. Die Vertreter Lettlands, Estlands und Finnlands in London sind einer Meldung des Kurier Warszawski zufolge am Samstag im Foreign Office vorstellig geworden, um im Auftrag ihrer Regierung zu erklären, daß ihre Staaten in einem eventuellen englisch-französisch-sowjetrussischen Abkommen nicht genannt zu werden wünschten.

Riga, 4. Juli. Das lettische halbamtliche Blatt „Briva Zeme“, das dem lettischen Staats- und Ministerpräsidenten Uimanis nahe steht, nimmt am Dienstag erneut in eindringlicher Form gegen die sowjetrussisch-englischen Garantiepläne in einem bemerkenswerten jüngeren Aufsatz Stellung. Die baltischen Staaten hätten in letzter Zeit viel lernen können. Wörtlich schreibt das lettische Blatt: „Eine der wichtigsten Lehren sei die Erkenntnis, daß sehr maßgebende Kreise der verhandlungsführenden Staaten ohne viel Gewissensbisse bereit seien, die Selbständigkeit und Sicherheit der kleinen Staaten ihren machtpolitischen Berechnungen um Opfer zu bringen.“ Das Blatt führt als besonders trauriges Beispiel dafür einen Aufsatz des ehemaligen englischen Ministers Duff Cooper an, der, wie das lettische Blatt wörtlich zitiert, unter anderem gesagt habe: „Die baltischen Staaten hätten die Ratgeber vor der Schlinge, die verbrochen hat, sie nicht zu verschlingen, und sie verschlucken nun mit bedauerlicher Stille, daß sie keine Garantien wünschen“ (1).

Als weiteren Beleg für die Haltung der

Die Blamage

England belügt weiter die Welt

(1) 5. Juli 1939.

Ginge es nach den Eindrücken aufgeregter Engländer und Franzosen, so müßte die Welt jetzt dem Himmel danken, daß der Krieg an diesem Wochenende nicht ausgebrochen ist. Wir Deutsche verlebten zwar den ersten Juli im Frieden, aber in friedlicher und absolut ruhiger und gelassener Stimmung, und haben deshalb für die Empfindungen der Erleichterung und des Aufatmens, die jetzt das „friedliebende“ englische und französische Volk befeelen, nicht das richtige Verständnis. Wir abenteuerten ja auch nicht, daß Europa am Wochenende, wenigstens nach den Phantasien schlechgebatter Propagandisten in London und Paris, „am Rande eines Abgrundes“ stand. So können wir für die Aufregung am Wochenende und die Erleichterung, die ihr folgte, nur wenig Verständnis, umso mehr aber ein Lächeln des Mitleides aufbringen. Es ist zwar kein Mitleid für die Kriegsbeher in England und Frankreich, aber ein tiefes Bedauern der Völker, denen von ihren Führern Kriegen und Kriegsgefahren eingeflagert werden, die durch eine Hehe sondergleichen dazu gebracht werden, fatalistisch dem nahen Ausbruch eines blutigen Konfliktes mit einer bitteren Entschlossenheit ins Auge zu blicken.

Es berührt eigentümlich, wenn die Kriegspropheeten des Wochenendes ihre Blamage vor den eigenen Lesern und vor der Deutlichkeit der Welt auf Kosten der Wahrheit und Klarheit zu bemänteln suchen. Oder

Der bulgarische Ministerpräsident auf deutschem Boden

Empfang auf der Grenzstation Rosenbach

Berlin, 4. Juli. Am Dienstagabend trafen der königlich bulgarische Ministerpräsident und Minister des Innern und Frau Kiolseimauff mit Begleitung auf ihrer Fahrt zur Reichshauptstadt an der deutschen Grenze in Rosenbach ein, wo sie vom deutschen Ehrenbient in Gegenwart des königlich bulgarischen Gesandten in Berlin begrüßt wurden. Nachdem Ministerpräsident Kiolseimauff die auf dem Bahnsteig angetretene Ehrenkompanie abschieden hatte, setzten die bulgarischen Gäste im deutschen Sonderzug ihre Fahrt fort.

Eindeutige Absage der Schweiz

Bern, 4. Juli. Der „Bund“ veröffentlicht die Auslassung des holländischen Regierungspresidenten über die Moskauer Verhandlungen, in der der dringende Wunsch zum Ausdruck kommt, aus dem englisch-französischen Einkreisungssystem herausgelassen und vor allem nicht durch eine völlig unerwünschte „Garantie“ überlastet zu werden. Das Blatt stellt hierauf fest, daß sich die Schweiz in derselben Lage befindet wie Holland. Auch die Schweiz habe erst von dritter Seite erfahren, um was es in Moskau gehe. Niemand hat es auch für nötig befunden, so unterstreicht die Zeitung, dem Bundeshaus die geringste Mitteilung über derartige die Schweiz betreffenden Verhandlungen zu machen!

bedeutet es nicht eine bewusste Irreführung der öffentlichen Meinung, eine Täuschung über die wahren Kräfteverhältnisse und Absichten der europäischen Regierungen, wenn man das Ausbleiben der Danziger Senation auf ein Zurückweichen des Führers vor der entschlossenen Haltung der Westmächte zurückführt? Solch eine dreiste Lüge leistet weder dem Frieden noch den kriegsbegehrlichen Absichten der Lügner auch nur den geringsten Dienst. Der Trick, zuerst den Teufel an die Wand zu malen und sich dann als Retter vor dem Unheil aufzuspielen, das nur in der Phantasie der Kriegsengeheuer bestand, ist zu bekannt, als daß er noch irgendwelchen Eindruck machen könnte. Wir Deutsche erinnern uns an die historische Mäuslinge des Vorjahres, als die gleichen Brunnenvergifter eine deutsche Mobilisierung gegen die Tschecho-Slowakei auslieferten, als der Angriff auf die Tschecho-Slowakei ausblieb, für sich den Ruhm in Anspruch nahmen, das drohende Unheil durch eine entschlossene Haltung abgewehrt zu haben.

Jener Trick, der in der Produktion von phantastischen Wochenend-Skizzen besteht, deren glücklichen Ausgang man sich selbst zuschreibt, gereicht den Urheber heute weder zur Ehre, noch zum Erfolg. Er vermag die Richtung der deutschen Außenpolitik nicht zu verändern und auch den Mut des französischen oder englischen Soldaten oder die Gedanken Länders und Pariser Diplomaten zu steuern. Rudolf Heß warnte deshalb die sich einem tragikomischen „Siegestaumel“ hingebenden Männer in Frankreich und England zur rechten Zeit, als er davon sprach, daß ein Angriff auf den deutschen Westwall Selbstmord sei. Der einzige Staat, in dem englisch-französische Schwarzmalerei zu unliebsamen und gefährlichen Neuerungen führte, war Polen. Dort verteilte sich ein polnischer Oberst zu der letzten Behauptung, Polen habe nicht nur etwas zu verteidigen, sondern noch hinzuzuerobern. Diese Worte reichten sich an jenen Anspruch auf dem polnischen „Fest des Meeres“ an, der besagte, Polen müsse seinen Küstenraum gewaltsam mehren. Es ist immerhin bezeichnend für die Geistesverfassung der Westmächte, daß von solchen Neuerungen polnischen Größenwahn dort nur in verschwommenen Ecken der Zeitungen oder garnicht die Rede ist. Man enthält seinen Lesern geistlich vor, welche gefährliche Sprünge der polnische Nationalismus seit der Zusage bedingungsloser Unterstützung durch London macht.

Die Hintermänner jener Krisenprophezeiungen finden sich in einem verhängnisvollen Irrtum, wenn sie durch derart unlaute und dumme Manöver einer festgefahrenen Außenpolitik auf die Beine helfen wollen. Das Danziger Problem, an dem sie das wahre Kräfteverhältnis zwischen den sich gegenüberstehenden Machtblöcken exerzieren, läßt sich auf diese Weise nicht lösen. Auch mit anderen kindlichen Manövern zur Beeinflussung der weltpolitischen Lage lassen sich keine Vorbeeren ernten. Es ist zwecklos, zum deutschen Volke sprechen zu wollen und dabei den Führer dieses Volkes, Adolf Hitler, übersehen zu wollen. Das deutsche Volk hat seinen Führer zum Anwalt seines Schicksals und seiner Zukunft gemacht, weil Adolf Hitler dieses Schicksal bisher in so grandioser Weise wendete und meisterte. Es beweist deshalb alle Engländer und Franzosen, die ihm gern etwas mitteilen wollen, auf den „Instanzverweigerer“, Versprechungen, die dem deutschen Volke im gleichen Augenblicke abgegeben werden, indem man der Führung dieses Volkes droht und das Vertrauen in Adolf Hitler zu untergraben sucht, zerflattern wie Spreu im Wind. Wie Adolf Hitler über die Ziele und Hintergründe der Einreisepolitik denkt, so denken auch jene 80 Millionen Deutschlands, die Adolf Hitler alle in einem Reiche vereinte. Darum können wir allen englischen und französischen Propagandisten nur den Rat schenken: Suggestiert Gurken Völkern keine Krisen und spekuliert nicht vergeblich auf deutsche Uneinigkeit!

Die Verantwortung für die Butschke

Völkerverständnisminister Borchardt gegen Presselügen

London, 4. Juli. Einem Reuter-Vertreter in Danzig hat der Völkerverständnisminister Dr. Borchardt eine Unterredung gewährt. Darin sagte er u. a., daß man alle Bemühungen mache, um den Frieden aufrechtzuerhalten. Dr. Borchardt unterstrich dabei besonders die Gefahr falscher Presseberichte, die ein verzerrtes Bild von den Vorgängen in Danzig geben. Insbesondere wird in dem Reuter-Bericht aus Danzig hervorgehoben — in dem Bericht wird im übrigen bestätigt, daß Danzig nach außen hin vollständig ruhig sei —, daß den Anlaß zu den Gerüchten ein Artikel eines polnischen Provinzialblattes (Name nicht angegeben. Die Red.) gegeben habe, wonach Polen ein polnisches Freikorps gegen Danzig aufstellen wolle.

Reichswirtschaftsminister und Reichsbankpräsident Bunt hat sich gestern Abend in Begleitung seiner Gattin mit dem fahrbahnmäßigen Zug nach Holland begeben, um den Besuch des holländischen Wirtschaftsministers Dr. Steenbergh zu erwirken, der, wie erinnerlich, im Frühjahr d. J. dem Reichswirtschaftsminister in Berlin einen mehrtägigen Besuch abgestattet hat.

Die Wegbereiter der Armee

Der Oberbefehlshaber des Heeres beim Eisenbahn-Lehrbataillon in Fürstentum — Die neuerrichtete Truppe beweist ihre Einlagereitfähigkeit

Berlin, 4. Juli. Im Diktat von Versailles wurden zusammen mit der Luft- und Panzerwaffe und der schweren Artillerie auch die Eisenbahneinheiten verboten. Mit diesem Verbot bewies die Entente nur zu deutlich, wie sehr sie vom Wert dieser Truppe überzeugt war, die als Wegbereiter der Armee die Aufgabe hat, die zerstörten Verkehrswege, Straßen- und Eisenbahnbrücken wiederherzustellen und damit das gesamte Nachschub- und Transportwesen zu sichern. Nachdem im November vergangenen Jahres die nach der Wehrhoheit wiederangeordneten Eisenbahneinheiten und -bataillone zum Eisenbahnregiment Nr. 68 zusammengefaßt worden waren, und seitdem der weitere Ausbau der Eisenbahneinheiten tatkräftig vorangetrieben wurde, fand am Montag auf dem Truppenübungsplatz des Eisenbahn-Lehrbataillons in Fürstentum an der Elbe zum erstenmal eine Besichtigung der neu errichteten Truppe durch den Oberbefehlshaber des Heeres, Generaloberst von Brauchitsch statt.

Nach der Meldung durch den Inspektor der Pioniere, Eisenbahnpioniere und Festungen, Generalleutnant Jacobs, und den Kommandeur der Fürstentum Eisenbahnpioniere, Oberleutnant Dybbisch, wurden die Fronten des auf einer Waldkuppe des Übungsplatzes angetretenen Bataillons abgelesen. Die einzelnen Kompanien rückten dann nach ihren Übungsplätzen ab. Die sich anschließende Besichtigung aller Bauten vermittelte ein außerordentlich eindrucksvolles Bild von den großen Aufgaben und der hervorragenden Ausbildung der Truppe. Ganz gleich, ob es sich um den Bau einer schweren Straßenbrücke oder um die Wiederherstellung einer gesprengten Eisenbahnbrücke für schwere Lasten handelte, der Eindruck war überall derselbe. Hier war eine Truppe mit bewundernswürdiger Präzision tätig, hier schafften vorzüglich ausgebildete Männer, die vollkommen mit ihrer Aufgabe vertraut waren. Neben deutschem Material sah man auch übernommene tschechische Bestände, wie z. B. Roth-Baagner-Brücken usw., die nun wieder in die richtigen Hände gelangt sind. Während Generaloberst von Brauchitsch eingehend den Bau einer schweren Eisenbahnbrücke inspizierte, wurde das neu gebaute Mittelstück einer zerstörten Straßenbrücke eingeleitet. Die sofort vorgenommene Belastungsprobe mit Personentrainwagen und Omnibussen bewies, daß hier eine ebenso vorzügliche wie schnelle Arbeit geleistet worden war.

Eine andere Kompanie führte, mit bewundernswürdiger Exaktheit den Bau einer Feldbahn vor, deren Schienenstrang schon nach wenigen Minuten eine Länge von fast 100 m erreicht hatte. Immer wieder merkte man es den Männern des Eisenbahn-Lehrbataillons an, wie stolz sie darauf waren, vor den Augen des Oberbefehlshabers des Heeres Proben ihres Könnens ablegen zu können.

Auch die weiteren Besichtigungen des großen Kraftwagenparkes, der kaum zu überblickenden Lagerbestände und Werkzeuge, vom modernen Rammergerät bis zu den Elektromaschinen für Holz- und Eisenarbeit und den Brückenbaumaterialien, angefangen von den Holzbohlen für die leichten Brücken bis zu den Stahlträgern für schwere Lasten, zeigten, daß es für die neu errichtete Truppe in der Praxis kein Hindernis gibt, das nicht zu überwinden wäre.

Alle Übungen der Eisenbahnpioniere, die im Kriege dem Chef des Transportwesens unterstellt sind, bewiesen eindeutig, daß die Jahre des Verbotes dieser Truppe nicht vermodet haben, die ruhmreiche Tradition der alten Eisenbahneinheiten des Krieges auszubilden. In einer verhältnismäßig kurzen Ausbildungszeit wurde auf der ganzen Linie hervorragendes geleistet und eine auf das modernste ausgerüstete Truppe geschaffen, die jederzeit auch für die schwersten Aufgaben einlagereit ist.

Blau im Angriff

Ungewöhnliche Anforderungen an die Nachrichten-Truppe.

Bad Wildungen, 4. Juli. Nachdem am gestrigen Tage der Vormarsch der Blauen Partei in dem gesamten riesigen Manöverraum begonnen hatte, wurden die Angriffsoperationen der linken Blauen Armee nach bedeutender Verstärkung der vorderen Kräfte am 4. Juli fortgesetzt. Der Angriff hatte Erfolg. Er wurde mit solcher Schnelligkeit in das Gebiet von Rot vorwärtsgeschoben, daß sich schon am Dienstagvormittag die Wonnemündung ergab. Die Gefechtsstände von Blau um viele Kilometer nach vorn vorverlegen. Um einen Begriff von der Anforderung an die Truppe zu geben, möge es genügen zu sagen, daß eines der Armeekorpskommandos seinen Gefechtsstand um etwa 80 km von Schwabach nach Hildesheim vorverlegte.

Auf einer Fahrt durch das Manövergelände konnte man immer wieder hier und dort oft völlig auf sich selbst gestellte kleinere Truppen der Nachrichtenverbände bei ihrer schwierigen Tätigkeit beobachten. In der fesselnden Hitze waren die Soldaten mit restloser Hingabe an die Arbeit. Nur auf ihren Befehl gestellte, sich selbst überlassen, viele Kilometer weit entfernt von ihren Vorgesetzten, so verlegten sie hier ein Feldbahnstück, dort ein Feldfernsprekabel, immer im Bewußtsein, daß von der Zuverlässigkeit ihrer Arbeit im Ernstfall sehr wohl der Ausgang der Schlacht abhängen kann.

Eine Stimme der Vernunft

„Für Polen besteht überhaupt kein vitales Interesse an Danzig!“

Dslo, 4. Juli. In seiner politischen Wochenschrift „Ustrednik“ behandelt Viktor Mogens heute die Danziger Frage. Nicht die Verbindung Polens mit dem Meer und auch nicht die polnischen Aus- und Einfuhrinteressen in Danzig seien bedroht, so stellt der bekannte norwegische Publizist eindeutig fest. Für Polen bestehe überhaupt kein vitales Interesse an Danzig, sondern es handele sich für den polnischen Staat einfach darum, diese deutsche Stadt vom deutschen Vaterland abgetrennt und aus- und jollpolitisch unter Polens Herrschaft zu halten. Dem sei entgegengehalten, daß die ungehinderte Benutzung des Danziger Hafens durch Polen weiter bestehen könne, auch wenn die jetzige Anebelung Danzigs als Freistaat aufgehoben würde. Daß aber die Danziger Deutsche seien, und ins Reich zurückwollten, daran zweifle heute wohl niemand mehr. Mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes würden sie auch unzweifelhaft einmal wieder zurückkehren. Dies sei nur eine Frage der Zeit. Jedem objektiven Beobachter müsse es jedoch sinnlos erscheinen, wenn man einen Krieg entfesseln würde, um eine deutsche Stadt daran zu hindern, sich wieder dem Deutschen Reich anzuschließen.

Er glaube, so schließt Mogens, daß auch in England niemand wünsche, vor diese Eventualität gestellt zu werden. Es gebe auch dort vernünftige Leute, die sich für einen friedlichen Übergang Danzigs in das Reich einsetzten.

Tragödie in Britisch-Gambia!

Die „Begnungen“ der englischen Kolonialpolitik — „Ein Wunder, daß so viele übrig bleiben!“

London, 4. Juli. Aus einem bisher wenig beachteten Winkel des britischen Kolonialreiches veröffentlicht das Londoner Blatt „Daily Express“ einen Augenzeugenbericht, der schwerlich den amtlichen Versionen des Kolonialministeriums über die britische Kolonialverwaltung in Gambia leben dürfte. Das Blatt hat einen Sonderkorrespondenten nach der britischen Kolonie Gambia in Westafrika geschickt, der im großen und ganzen zu folgenden Feststellungen kommt:

Die Kolonie besteht aus 250 Europäern und 200 000 Eingeborenen. Die Steuereinnahmen gehen von Jahr zu Jahr zurück, obwohl die Steuerbefreiung ständig erhöht werden, und die Verwaltungskosten steigen von Jahr zu Jahr. Im laufenden Finanzjahr ergibt sich ein Defizit von 50 000 Pfund, das aus Reserven gedeckt werden muß. Die Zahl der Arbeitslosen ist nicht festzustellen, da sie weder statistisch erfasst werden noch irgendwelche Unterstützung erhalten. Statistische Angaben über die hohe Sterblichkeitsrate infolge Verhungers oder von Unterernährung sind ebenfalls nicht vorhanden. Eine englische Krankenpflegerin erklärte dem Korrespondenten, besonders während der Regenperiode sei die Kindersterblichkeit sehr hoch. Es sei ein Wunder, daß noch so viele übrig blieben.

Ein Afrikaner erzählte dem Korrespondenten, daß viele Männer in Bathurst seit Jahren ohne Arbeit seien. Mehrere Familien lebten in elender Hütte, um die Miete zu sparen. Manchmal

lebten zehn Menschen auf sechs bis acht Quadratmeter Raum. Die sanitären Anlagen seien unzureichend, jedoch viele von Seuchen ergriffen werden. Die Arbeiter der britischen Verwaltung, so berichtet der Korrespondent weiter, erhielten einen Wochenlohn von 12 Schilling, wovon die Verwaltung fünf Schilling für Miete einbehalte. Im vergangenen Jahr habe die britische Verwaltung einen Ausgabenetat von 240 000 Pfund gehabt. Die Hälfte davon sei für persönliche Zwecke und Beamtenspesen ausgegeben worden. In der Kolonie seien 67 britische Beamte, die 45 000 Pfund Gehalt, persönliche Zulagen, Reisekosten, freie Fahrten zwischen England und der Kolonie für sich und ihre Familien und zum größten Teil auch noch eingeborene Arbeiter kostenlos zur Verfügung gestellt bekämen. Für die Verwaltung der Landwirtschaft, des wichtigsten Erwerbszweiges der Kolonie, seien im Etat nur knapp 6000 Pfund vorgesehen, ein Betrag, der zur Hälfte für Gehälter und Reisekosten für europäische Beamte Verwendung finde. Dagegen unterhalte aber die Verwaltung ein Sekretariat, das viel überflüssige Schreibarbeit mache und nahezu 9000 Pfund koste.

Zu der ganzen Tragödie frage man sich, ob diese belassenen Elenden wirklich dem Schicksal der Sklaverei entronnen seien. Diese schwarzen Briten seien an Händen und Füßen gebunden, von der Wiege bis zum Grab, an weiße Briten!

Notwendige Mahnung an Chamberlain

Danzig, 4. Juli. Unter der Aufforderung „Herr Chamberlain, holen Sie Ihre Informationen über Danzig vom britischen Konsulat in Danzig und nicht von der polnischen Botschaft in London!“ schreibt der Danziger „Vorposten“ u. a.:

Der britische Ministerpräsident hat es am Montag bei einer Rede im Unterhaus für zweckmäßig gehalten, eine Information aus Warschau als glaubhaft und zuverlässig hinzustellen. Wir sind der Ansicht, daß ein so wichtiger Politiker wie Chamberlain, wenn er sich schon mit einer Information identifiziert, zumindest an einer zweiten Stelle eine Bestätigung für eine von ihm vertretene Behauptung besorgt. Das wäre ihm leicht gefallen. Chamberlain hat erklärt, ihm zugegangene zuverlässige Berichte wiesen darauf hin, daß in Danzig „große und steigende Zahlen deutscher Staatsbürger offensichtlich als Touristen und steigende Zahlen reichsdeutscher Militärs offensichtlich als Zivilgetarnt eingetroffen“ seien. Diese Behauptung ist unzutreffend. Sie ist genau so in Warschau erfunden, wie der angebliche Wochenendputz, mit dem sich das englische Kabinett durch seine vorgegebene Notifikation am Sonntag bereits hinreichend blamiert hat. Die englischen Politiker würden klug daran tun, in der Unterredung über Ereignisse in Zusammenhang mit dem deutsch-polnischen Grenzkonflikt nicht einseitig auf Warschau zu hören. Wir sind in der Lage, ausdrücklich zu demontieren, daß sich reichsdeutsche Soldaten, Angehörige der deutschen Wehrmacht reichsdeutscher Staatsangehörigkeit auf Danziger Boden befinden. Sie sind überhaupt nicht da, weder als in Danziger Uniform gekleidete Polizisten noch als zivile Touristen. Diese unklare und eindeutige Zurückweisung einer Warschauer Lüge, die Herr Chamberlain sich zu eigen gemacht hat, wird von uns nicht leichtsinnigerweise in die Welt gesetzt, sondern wir sind in der Lage, uns auf die Beobachtungen von in Danzig anwesenden Ausländern zu berufen. Wir glauben auch, daß es zweckdienlich ist, wenn die britische Regierung eine direkte Auskunft bei ihrer konsularischen Vertretung in Danzig einholt.

Chamberlain lobt Polen

London, 4. Juli. Auf eine Frage gab am Montag Premierminister Chamberlain im Unterhaus gewisse Informationen über Danzig bekannt. Diese eigenartigen Informationen nehmen u. a. Bezug auf Maßnahmen des Danziger Senats zur Verstärkung des Polizeikorps; nach den Worten Chamberlains seien das „extensive Maßnahmen militärischer Charakter“. In derselben Sitzung fragte u. a. auch ein Labour-Abgeordneter, ob die britische Regierung nicht Warschau ihre Bewunderung über die Wärme, den Mut und die Selbstlosigkeit übermitteln wolle. Chamberlain antwortete, die britische Regierung „wisse die polnische Haltung sehr zu würdigen“.

Wir haben seit langem die Erfahrung gemacht, daß die englische Regierung sich sehr oft recht einseitig informieren läßt. Deshalb verwundert uns diese neue Erklärung Chamberlains nicht. Aber wir sind immerhin erstaunt, daß Herr Chamberlain über Dinge, die der ganzen Welt bekannt sind, so wenig Sachkenntnis zeigt. Wir fragen: Wer hat mobilisiert? Wer hat totgeschlagen? Wer hat vergewaltigt? Wer hat entleert? Wer macht Panik? Ist das, was diese Fragen einschließen, eine Haltung, die Lob verdient? Und noch eins: Glaube Herr Chamberlain vielleicht, daß die Freie Stadt Danzig mit ihren legal verstärkten Polizeikräften einen Ausfall zur Eroberung Polens machen will? Polizei ist zur Verteidigung da; und vielleicht erkundigt sich die englische Regierung in Danzig, von wem sich diese deutsche Stadt bedroht fühlt.

War es nicht Herr Wenda, der am Sonntag erklärte, Polen hätte nicht nur etwas zu verteidigen, sondern etwas zu erobern? Hat nicht vor einigen Tagen Herr General Haller in Paris erklärt, daß die in Frankreich lebenden polnischen Legionäre sich in Danzig treffen wollten? 1919 hatte Herr Haller dieselbe Absicht. Damals protestierten die alliierten Mächte dagegen. Heute scheint man solchen Entschlüssen nicht unumwunden gegenüberzutreten. Veränderte Umstände verlangen veränderte Entscheidungen, so sagte ja Herr Chamberlain kürzlich. Es ist das Zauberswort für jeden politischen Umfall. Wir können nur eines wiederholen: Zuviel der Worte, Herr Chamberlain, und noch mehr: Zuviel der Unwahrheiten, Herr Chamberlain!

Jede konstruktive Friedenspolitik von England vernachlässigt

London, 4. Juli. Im Manchester Guardian erklärt Lord Tavistock, ein bekanntes Oberhausmitglied (konservativ) eindeutig, daß ein Krieg wegen Danzias Union sein würde. Diese Erklärung einer so bekannten englischen Persönlichkeit ist umso beachtlicher, als die englische Presse schon seit längerem voll unter dem Motto steht: „Die Danziger Frage ist eine Frage von Krieg oder Frieden.“ Lord Tavistock befaßt sich darüber, daß englischerseits jegliche konstruktive Friedenspolitik vernachlässigt worden sei. Man könne nur hoffen, daß man jetzt einsehe, daß die Trennung Danzias von Deutschland — und Danzig sei eine deutsche Stadt — ein völlig unzureichender Grund für einen Weltkrieg sei. Die Schlacht von Millionen für eine Sache, die nicht völlig gerechtfertigt sei, habe mit Ehre nichts zu tun.

Sir Neville Henderson in London

London, 4. Juli. Der britische Botschafter in Berlin, Sir Neville Henderson, traf, wie vorgelesen, heute Abend aus Berlin kommend, in London ein.

Brühl und Umgebung

Brühl, 5. Juli 1939.

Abschluß des Jubelfestes der Brühler Schützen.

Wie berichtet, konnte beim Königschießen des Brühler St. Sebastianus-Schützenvereins Schützenbruder Andreas Fischer, Kölnstraße 18, die Würde des Schützenkönigs beim 425jährigen Jubelfeste erringen. Es war ein eigenartiger Zufall, daß gerade Herr Fischer in diesem Jahre Schützenkönig wurde, der Vater des Schützenbruders Mathias Fischer, der im historischen Festzug den künftigen Clemens August darstellte, welcher mehrmals in der damaligen Brühler Bruderschaft die Würde des Schützenkönigs innehatte.

Ist man aus früheren Jahren schon stets gewohnt, daß man den Schützenkönig sehr festlich einholt und ehrt, so wurde in diesem Jahre wegen des Jubelfestes doch ein Empfang bereitet, der bisher nicht seines gleichen hatte. Das hatte die Bevölkerung allerdings auch erwartet, denn so dicht hat in Brühl am Adolfs-Hilfer-Platz und in den engen Straßen die Menschenmenge selten gestanden. Man mußte sich nur mitziehen lassen, sonst kam man einfach nicht durch. Die lange Geduld der Wartenden wurde aber auch sehr belohnt, denn nicht nur sehr viele Häuser waren festlich beleuchtet, es wurde auch, so besonders wieder am Ratskeller, am Rathaus, auf der Köln- und Uhlenstraße und auch am Belvedere, ein blendendes Feuerwerk abgebrannt. Das leuchtete und flammte in allen Farben, glänzende Sterne und Sonnen glitzerten, der Donner der Raketen mischte sich in das Beifallrufen der Menge: es war ein überaus lebendiges und frohes Bild.

Im Haus Belvedere aber fand als Abschluß der Krönungsfeier statt, der sich bei allen Beteiligten der größten Beliebtheit erfreute. So fand denn das 425jährige Jubelfest des Brühler St. Sebastianus-Schützenvereins ein würdiges und schönes Ende.

Die Betriebsprüfungen

im Handwerk auf Einhaltung der Buchführungspflicht.

Mit Genehmigung der zuständigen Reichsstellen hatte der Reichsstand des deutschen Handwerks die Buchführungspflicht im Handwerk im Altreich eingeführt. Im Jahre 1940 sollen nun, wie der Reichsstand bekannt gibt, für die einzelnen Handwerkszweige Kostenrechnungslinien herausgegeben werden, die den Zweck haben, im Handwerk eine einheitliche Berechnung der Selbstkosten nach den vom Reichswirtschaftsminister und Reichskommissar für die Preisbildung gegebenen Richtlinien zur Anwendung zu bringen. Die Kostenrechnung kann aber nur auf der Grundlage einer ordnungsmäßigen Buchführung erfolgen. Der Reichsstand hat daher eine Anordnung erlassen, die den Zweck verfolgt, nachzuprüfen, ob und mit welchem Erfolg die Buchführungspflicht inzwischen im Handwerk allgemein erfüllt wird.

Mit Wirkung ab 1. Juli 1939 sollen nach der für die Handwerkskammern erlassenen Anordnung Betriebsprüfungen — zunächst nur Stichprobenweise — im Handwerk auf die Erfüllung der Buchführungspflicht hin durchgeführt werden. Es wird nur festgestellt, ob die vorgeschriebenen Bücher laufend geführt werden. Dagegen ist es keinesfalls erforderlich, hierbei die Buchführung auch auf ihre materielle Ordnungsmäßigkeit hin zu prüfen. Die Betriebsprüfungen werden von den Handwerkskammern zusammen mit den Gewerbestellen durchgeführt. Ergibt sich, daß die Geschäftsbücher nicht oder nicht laufend geführt werden, so wird dem betreffenden Handwerker durch den zuständigen Obermeister ein Verweis erteilt. Durch Androhung weiterer Ordnungsstrafen wird die zukünftige Pflichterfüllung verlangt. Bei fortgesetzter Weigerung ist zu erwägen, ob der Betrieb auf Grund der Verordnung über die Durchführung des Jahresplanes auf dem Gebiet der Handwerkswirtschaft zu löschen ist, da er zur Erfüllung der volkswirtschaftlichen Aufgaben nicht geeignet erscheint.

Deutschlands größte Kaltblutschau in Köln

Die Rheinprovinz ist das größte geschlossene Kaltblutgebiet Deutschlands. Die Züchter sind zumammengeschlossen in der großen Provinzialen Züchtervereinigung Rheinischer Pferdestämme. Rund 60 bis 70 aller zur Zucht benutzten Stuten sind in das Rheinische Pferdestammbuch eingetragen, ein Prozentsatz, der in keinem anderen deutschen Zuchtgebiet erreicht wird.

Alljährlich Anfang Juli wird in Köln die große rheinische Provinzial-Pferdeschau durchgeführt, eine Schau, die sich aus einer Besichtigungsschau von rund 600 Pferden in diesem Jahre entwickelt hat. Die rheinischen Kaltblutzüchter kommen an diesen Tagen nach Köln, um den Beweis zu erbringen, was rheinischer Züchtergeist und Passion geleistet hat. So wird auch die diesjährige Ausstellung wieder bestanden, daß in der Pferdeschau auch im letzten Jahre erfolgreich gearbeitet worden ist.

Auf dem Ausstellungsgelände in Köln-Deutz, wo die Ausstellung in den Tagen vom 7. bis 9. Juli durchgeführt wird, herrscht bereits eine lebhaftige Tätigkeit durch das Eintreffen der Sonderzüge und der Transportautos mit dem wertvollen Zuchtmaterial. Beträgt doch der Wert der Ausstellungstiere nach Durchschnittspreisen gerechnet, weit über 2 Millionen RM, wobei darauf hingewiesen wird, daß der züchterische Wert des Ausstellungsmaterials überhaupt nicht abzuschätzen ist.

Während am Freitag- und Sonnabendvormittag das Reiten der Pferde durchgeführt wird, findet die feierliche Eröffnung der rheinischen Provinzial-Pferdeschau am Sonnabend um 15 Uhr im großen Vorführungsring statt. Mit den Vorführungen verbunden sind zahlreiche interessante Schaunummern. U. a. wird das Inf.-Regt. 77 Gelpanne und MG-Abteil.

lungen vorführen, die u. a. auch in Feuerstielung gehen.

Die Vorführungen mit den Schaunummern sind so gewählt, daß sie nicht nur für den Fachmann, sondern auch für den Laien viel Interessantes und Sehenswertes bieten.

Die Abtalsbahn Remagen-Adenau

Von Oberreichsbahnrat Lettau

Nachdem im Jahre 1856 die heilkräftigen Neuenahrer Quellen erschoben wurden, die sich bald ständiger Beliebtheit erfreuten, wurden von Singj und Remagen Wünsche laut, vom Rhein her über Neuenahr durch das Ahrthal eine Bahn in Richtung Eifel zu bauen. Erst im Jahre 1879 wurde die Genehmigung zum Bau der Teilstrecke Remagen — Neuenahr — Ahrweiler erteilt, die schon 1880 in Betrieb genommen werden konnte. Die Ausführung weiterer Teilstrecken als eingleisige Strecke wurde 1882 genehmigt.

1886 Eröffnung der Strecke Ahrweiler — Neuenahr und 1888 Neuenahr — Dimpfelfeld nach Adenau. Später fand diese Eisenbahnlinie durch den Bau weiterer Strecken Anschluß an die Linien Köln — Jünkerath — Gerolstein — Trier und an die rechtsrheinische Linie Köln — Niederlahnstein; ferner durch einen Verbindungsbogen einen weiteren unmittelbaren Anschluß an die linke Rheinstrecke nach Singj.

1910 wurde die Strecke bis Dimpfelfeld zweigleisig ausgebaut.

Die Strecke Remagen — Adenau hat eine Länge von 42 km, bei der erhebliche bauliche Schwierigkeiten zu überwinden waren. Während auf der Strecke Köln — Remagen auf einer Länge von 55 km 10 m Höhenunterschiede zu überwinden sind, betragen diese Unterschiede zwischen Remagen und Dimpfelfeld 157 m auf 36 km und zwischen Dimpfelfeld und Adenau 75 m auf 6,6 km.

Trotzdem sind auf der Strecke bis Dimpfelfeld fast nur Steigungen bis 1:100 und nur einmal eine kurze Steigung 1:60 angewandt, während von Dimpfelfeld bis Adenau Steigungen 1:60 zur Überwindung des Höhenunterschiedes angewandt werden mußten. Die Krümmungen gehen bei beiden Teilstrecken nicht unter 250 m herunter. An vielen Stellen mußte die Ahr durch Brücken überquert und das Gebirge von Tunneln durchbrochen werden.

In neuerer Zeit wurden auf der Strecke noch ausgebaut:

1. Ersatz der gewölbten Ahrbrücke vor dem Sassenbergertunnel bei Hahnhof durch eine Dreigurtbrücke (1935)
2. Erweiterung der Bahnhofsanlagen in Adenau (1935/36)
3. Ersatz der Fischbachbrücke am Engelsley Tunnel bei Altenahr durch eine gewölbte Brücke (1937/38)
4. Umbau des Bahnhofs Remagen (zur Zeit noch in Ausführung).

Naturschönheiten, Weinbau, Heilquellen und Nürburggremmen haben das Ahrthal mehr und mehr bekannt gemacht, so daß es sich heute, namentlich an schönen Tagen, eines regen Besuches erfreut.

Genannt seien Bodendorf und Bad Neuenahr als Kurorte, Ahrweiler als altes romantisches Städtchen, Balporzheim als Stadt des Weines und der fröhlichen Feste und Altenahr als Perle des Ahrtales. Für die Reichsbahn hat Kreuzberg eine besondere Bedeutung mit seinen großzügigen Eisenbahnanlagen und als Standort für Lok und Triebwagen und Dimpfelfeld als Anschlußbahnhof für Züge nach Richtung Eifel.

Am Ende der Ahrthalbahn liegt das malerische und bergumrahmte Städtchen „Adenau“. Hier gab es früher die bedeutenden Viehmärkte, verbunden mit großem Jahrmakettbetrieb. Nachdem die Kraftfahrverkehrsstrecke Nürburgerring gebaut und 1928 mit dem ersten Nennen in Betrieb genommen wurde, wurde Adenau in der ganzen Welt bekannt. Die Zahl der Besucher Adenaus zum 11. Nürburggremmen 1938 wurde auf 200 000 geschätzt, von denen etwa 20—25 000 mit der Eisenbahn befördert wurden.

Zur Bewältigung dieses großen in kurzen Stunden zu leistenden Verkehrs wurden in den Jahren 1935/36 neben dem alten Bahnhof Adenau ein neuer Bahnhofsteil Adenau-Wach für den Sonderzugverkehr gebaut und in Betrieb genommen.

Außer den Regelleistungen Remagen — Adenau verkehren auf dieser Strecke schon seit Jahren an Sommer, Sonn- und Festtagen direkte Reisezüge von der Ruhr, von der Wupper und von Köln, vor Sonntagen und sonntags auch Ausflugszüge Königswinter-Ahrweiler, dazu viele Reisezonderzüge für „AdG“, Vereine, Betriebe usw. Am Pfingstmontag-Nachmittagen sind schon bis zu 20 000 Reisende von der Ahr abgefördert worden.

Beim Nürburggremmen 1938 wurden nach Schluß des Rennens bis gegen Mitternacht 26 Reisezonderzüge bis 16 Wagen stark neben den sonstigen planmäßigen Reisezügen befördert, eine bei den schwierigen Verhältnissen besonders der eingleisigen Strecke Adenau — Dimpfelfeld und den besetzten Anlagen der Bahnhöfe beträchtliche betriebliche Leistung.

Insgesamt fahren auf der Ahrstrecke 23 planmäßige Reisezugpaare. Auch der Güterverkehr ist nicht unbedeutend: Sägewerk, Steinbrüche, Tomwerke, Wein- und Mineralwasserfabrik, die Adenauer Luchfabrik und andere Industrien erfordern die Durchführung von Nachgüterzügen und eines Stückgutzugs, die von Remagen teils bis Adenau, teils bis Dimpfelfeld und Ahrweiler geführt werden.

Briefkasten

H. A. 5. Mein schwarzes Samtkleid hat alle möglichen Flecke — und nun soll es bald wieder seinen Zweck erfüllen. Das wird nicht so einfach sein. Samt reinigt man vorteilhaft mit erwärmter grober Weizenkleie oder mit warmer Karbolsäure (Feinalkoholmischung 4:1). Bei leichter Verschmutzung genügt auch das Abreiben mit weichem Lappen, der in mehrfach verdünntem Salmiak getaucht wurde, guten Erfolg, vorausgesetzt, daß die Farbe echt ist. Fettartige Flecken können mit einem fertig käuflichen Fleckmittel entfernt werden.

Feuer vom Himmel

Von Dr. Paul Karlson.

Wenn etwas ganz unvorhergesehen kommt, ganz Überraschendes, und uns völlig unvorbereitet überfällt, dann heißt es, das sei „wie ein Blitz aus heiterem Himmel“ gewesen. Eine schöne und einleuchtende Redensart. Sie hat nur den einen Fehler, falsch zu sein. Denn Blitze aus heiterem Himmel gibt es nicht und kann es nicht geben; der Blitz muß sich auf seinen feurigen Leberlauf auf die Erde gründen, vorbereiten, und es ist, wie wir vorweggreifend bemerken wollen, nur recht und billig, wenn wir uns unsererseits vorbeugend auf den Blitz vorbereiten!

Die Erklärung ist ganz einfach. Wir wissen ja alle, daß Blitze kein Zeichen der strafenden Gottheit sind, kein schlechtes Omen, daß kein zürnender Rachegott sich in den Wolken verbirgt, um von oben aus seine verheerenden und zündenden Donnerkeile auf die sündige Menschheit zu schleudern. Nein, was sich in den Wolken verbirgt, das ist Elektrizität, aufgelspeicherte elektrische Ladung, und der Blitz ist nichts anderes als ein Funke, nicht anders als z. B. der Zündfunke, der im Automotor das Benzinluftgemisch zur Explosion bringt. Nur ein wenig größer ist der Blitz.

Den Beweis dafür lieferte Franklin, der amerikanische Staatsmann und Politiker, vor nun fast zweihundert Jahren. Er ließ einen Drachen in die düsteren Gewitterwolken steigen und konnte tatsächlich der feuchten Drahtschur mit seinem Hauschlüssel prächtige, knallende Funken entlocken. Er war ein mutiger Mann, Benjamin Franklin, er besaß den Mut der Unerfahrenheit. Hätte er geahnt,

welche Energiemengen in den Wolken aufgespeichert sind, welche verheerenden Kräfte hier frei werden können, dann wäre er wohl ein wenig vorsichtiger zu Werke gegangen, und wirklich hat wenig später der Petersburger Physiker Richmann einen ähnlichen Versuch mit seinem Leben bezahlt. Aber kommen wir zum Thema zurück. „Aus der Wolke fährt der Wetterstrahl hernieder.“ Die Wolken sind Lebensnotwendig für den Blitz. Die winzigen, feinen Wassertropfen, die als feiner Wolkennebel in der Höhe schweben können, vereinen sich zu großen Regentropfen, die schwer und gewichtig zur Erde niedertropfen, als der Platzregen, der fast jedem Gewitter vorangeht. Der Regen an sich wäre harmlos. Aber in jeder Gewitterwolke ist die Luft in mächtiger, aufwärtsstrebender Bewegung. Sie jagt mit Sturmesgewalt nach oben, um im Kern der Wolke selbst herrschen Wirbelwinde und Böen von unvorstellbarer Gewalt.

Dieser „Sturm nach oben“ ist der eigentliche Uebelthäter. Er zerreißt die Wassertropfen, zerbläst sie. Und dabei entstehen elektrische Ladungen. Die leichtesten, feinsten Tröpfchen werden wieder nach oben geführt und nehmen die negative Elektrizität mit sich nach oben. Die schwereren, positiv geladenen Tropfen streben nach unten. So trennen sich die Ladungen, es entstehen elektrische Spannungen von vielen Millionen Volt, zehn- und hundertmal stärker als die Spannung einer Hochspannungsleitung.

Aber die Ladungen, solcherart auf ranhe Weise getrennt, wollen wieder zusammen. Nor-

malerweise isoliert zwar die Luft gegen Elektrizität. Aber derartigen Spannungen ist sie nicht gewachsen. Zwei, drei, viermal bemüht sich der Blitz, von der Wolke zur Erde niederzufahren. Jedesmal kommt er ein bißchen weiter, jedesmal wird der so vorgetriebene „Nahel“ in der Luft etwas länger — und schließlich wird der Anschluß an die Erde erreicht, und nun strömt die ganze aufgelspeicherte Elektrizitätsmenge in Bruchteilen von Sekunden in die Erde. Stromstärken von mehreren zehntausend Ampere jagen durch den „Blitzkanal“. Die Stromwärme treibt die Luft auseinander, später schlägt sie krachend als Donner wieder zusammen — und die mechanische Wirkung des Riesensstroms kann starke Bäume glatt zerpalten. Und daß ein Strom von solcher Stärke ein Haus anzünden kann — wenn sogar der viel schwächere Blügelstrom das gelegentlich zuwege bringt — wird niemand verwundern.

Zimmerhin, einen Vorbehalt müssen wir machen. Die Wärme, die ein elektrischer Strom erzeugt, hängt nicht nur von seiner Stärke ab, sondern auch vom Widerstand, der ihm auf seinem Weg entgegengesetzt wird. Widerstand erzeugt, das wissen wir auch von unserem eigenen Leben her, Reibung und Wut und Hitze. Die Lehre also? Man muß dem Blitz sein Leben leicht machen, wenn er harmlos bleiben soll. Man kann nicht verhindern, daß er sich gerade unter Haus als Landepunkt ausucht. Aber man kann wohl verhindern, daß er dort Unheil anrichtet. Denn wenn man ihm am Hausgiebel eine schöne, starke, bequeme elektrische Leitung anbietet, einen Kupferdraht oder auch einen starken, etwa 100 Quadratmillimeter im Querschnitt messenden verzinkten Eisendraht, dann wählt der Blitz natürlich die einfachere Straße zur Erde.

Natürlich muß der Blitzableiter wirklich bis zur Erde führen, das heißt bis ins Grundwasser der Erde. Man schlägt den Draht an die Wasserleitung an oder an eine tief in den Boden verankerte Metallplatte. Aber wofür? Das ist Arbeit für einen Fachmann! Man wird auch natürlich die Radioantenne mit einem Erdableiter versehen, aber man sollte auch Weidezäune erden, auf die gleiche Weise, durch einen tief ins Erdreich führenden Draht, damit dem Vieh kein Unheil zustoßt. Das sind einfache Mittel, aber sie helfen. Denn der Blitz ist kein Verbrecher aus Vorsatz, sondern nur aus Gelegenheit und bleibt gern auf dem Pfad der Tugend, wenn er kann.

Aus: „Ampf der Gefahr“, Monatsblätter für Schadenverhütung, Berlin. Preis 10 Pf.

Der Schulungsbrief

Volks-gesundheitsführung
Verfälschte Folge mit Inhalts-Darstellung
des Jahrganges 1938
Hauptpreis 3 000 000
Bezug nur durch die
Ortsgruppen der Partei
Zentralverlag
der NSDAP, Franz Eher Nachf., Berlin

Herausgeber: Der Reichsorganisationsleiter der NSDAP

Die alte Frau von Hamburg

Ein Aufsatz von Paul Knollhoff

In dem Land an der Mederaße, doch auch weiter nach Hannover hin und auch auf der anderen Seite bis tief nach Holstein hinein, hört man zuweilen noch von der alten Frau von Hamburg erzählen. Und wenn einer so ein rechter Was ist, so kriegt er das wohl zu hören, daß er so tüchtig wie die alte Frau von Hamburg wäre. Doch wissen es nur noch wenige, was es mit ihr auf sich hat.

Gelebt hat sie; das ist gewiß. Doch wird ihr Name schon nicht immer richtig gesagt. Man weiß ihn nicht mehr genau. Die einen sagen, sie hätte Dorothea Schumann geheißt, und die anderen behaupten, ihre Name wäre Anna Boie gewesen. So verschieden ist das.

Doch tut ihr Name auch nichts zur Sache, und es kommt nur darauf an, was sie getan hat. Davon wollen wir miteinander reden.

Das, was sie getan hat, mag manchem, der verzagt und in Kummer ist, sei er nun Mann oder Frau, doch eine Lehre geben und zur besseren Einsicht bringen, das Leben nicht verloren zu geben. Das mag er von der Tat der alten Frau von Hamburg wohl mit nach Hause nehmen.

Sie war alt, diese Frau. Das mag man wohl sagen, und sie konnte im Grund auch nichts mehr leisten. Wie das mit alten Frauen so ist, wenn ihr Leben zu Ende geben will und die vielen Mühen der Arbeit und der Kinder fast schon dahin und beinahe ganz vergessen sind.

Doch zu etwas war sie noch nütze, diese alte Frau, die im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts in Hamburg gelebt hat. Im Winter half sie an den Sonn- und Feiertagen bei einem reichen Kaufmann, dessen schönes altes Haus mit geschmückter Barocktür, an der schwer ein blanker Klopser aus dem Messing hing, in einer der damals vornehmen Straßen am Hafen lag, und sonntags hütete sie dieses Haus, wenn der Kaufherr und seine Familie auf seinem kleinen Landgut die Biß und den Staub der großen Stadt vergaßen.

Dann war sie ganz allein in dem großen und reichen Haus und hütete die zinnernen Teller und die Krüge, dazu auch all das Leinen und sehr viel Silberzeug. Da waren auch viele Schmuckstücke und gemünztes und rohes Gold. Dazu auch viel bares Silbergeld und Schuldverschreibungen in der eisernen Kasse, die in der Wand aus blauen Rachein auf der Diele des Hauses vermauert war. Das war alles im Hause, denn es war da schließlich noch sicherer als auf der Bank, und außerdem war es damals so Brauch.

Sommer für Sommer hat die alte Frau diese Schätze behütet, und es ist auch alles immer vollständig dagewesen, wenn der Kaufherr vom Land zurück kam, und er hat sie jedesmal gelobt und ihr zu dem Lohn noch ein blankes Goldstück geschenkt; er konnte das ja auch.

Das war so gegangen bis an einem der stillen Sommermittagsmorgens. Da war es, als der Messingklopfer an der schweren Haustür

bumpf geschlagen wurde. Das hallte durch die Kirchentüre Diele, so daß die alte Frau, die auf ihrem Platz hinter dem Pfeiler saß, aus dem Schlafe fuhr.

Standen zwei Männer draußen vor der Tür, als sie öffnete, und waren Schiffsleute und hatten einen Ballen die Stufen bis zu der Tür des Hauses herauf gewöltert. Um die Mittagsstunde, sagten sie, wären sie von Ostindien in den Hafen gekommen und ihr Schiff sei die „Anna Agnet“ und liege jetzt bei den Vorjahren und habe Gut für den Kaufherrn. Doch sei dieser Ballen, den sie hier hätten, von ganz besonderem Wert, und der Kapitän habe Anweisung, ihn sofort nach dem Festmachen in das Haus des Kaufherrn schaffen zu lassen, und hier wäre er nun.

„Es ist gut so...“, sagte mit langsamer Stimme die alte Frau, und sie sollten den Ballen man reinbringen und auf die Diele bringen. Sie müßte dem Kaufherrn doch morgen einen Boten schicken und werde ihm Bescheid sagen lassen, daß der Ballen da sei.

Den ganzen Sonntagsnachmittag hindurch stand der Ballen still und ruhig auf den blanken Fliesen der Diele.

Gleich nachdem die beiden Schiffsleute weggegangen waren, hatte die alte Frau den schweren Riegel der Haustür von innen wieder vorgelegt und sah nun, als es schon gegen den Abend und bald auf die Nacht ging, wieder

hinter dem hölzernen Pfeiler und sann vor sich hin über die Dinge des Lebens, das hinter ihr lag. Da vernahm sie von da her, wo der Ballen auf den Steinen des Dielenstriches stand, ein leises Knistern und Knaden.

Zuerst vermeinte sie aber doch noch, sie habe sich getäuscht, oder eine Maus sei schon an der Arbeit, nun da es dunkel zu werden begann. Doch wurde das Knaden und Knistern gleich deutlicher, und es war auch kein Zweifel mehr, daß es von dem Ballen her kam, der der alten Frau nun doch sonderlich erschien.

Doch verhielt sie sich ganz ruhig und auch dann noch, als es nun in dem Ballen rumorte und sich auch bewegte und als gleich darauf die Schneide eines Messers hervordrang und Stride und die Umhüllung aus Leinwand zerschnitt.

Es überkam die alte Frau nun aber doch das Grauen, als sie von ihrer Säule her sehen mußte, wie aus dem Gewirr von Packseilen, altem Papier und hanfenen Striden ein häßlicher Kerl herausstieg, sich wild umschau und doch die alte Frau hinter der Säule nicht gewahr wurde.

Eine Weile stand er noch still. Dann schlich er sich jedoch an die Haustür und hob vorsichtig und laum, daß er ein Geräusch dabei machte, den schweren Querriegel von der Tür. Dann drehte er auch den alten schweren

Die Olmstedt

Der Husten eines Toten

Als der berühmte Tony Lee, ein Schauspieler unter der Regierung Karls II., einst in einem Trauerspiel getötet worden war, konnte er, während er tot auf der Bühne lag, das Husten nicht unterdrücken, was teils lauten Lärm, teils schallendes Gelächter im Hause hervorrief. Da hob er den Kopf und sagte, zum Publikum gewandt: „Das beweist, daß meine Mutter recht hatte. Sie hat nämlich oft gesagt, ich werde einst im Grabe husten, weil ich in die „Suppe“ tunke.“ Das rief einen donnernden Beifall hervor, und alle verzogen ihm den vorher begangenen Fehler.

Ein Meisterstück

Einen erstaunlichen Beweis von der Konzeptionsgewalt Mozarts gibt die Geschichte von der Entstehung der Ouvertüre zu „Don Giovanni“. Er vollendete sie zuerst innerlich, bevor er sie niederschrieb. Die Musikgeschichte bezeichnet, daß die Aufführung des „Don Giovanni“ am 3. November 1787 in Prag vor sich gehen sollte. Die Proben gingen ihrem Ende zu, aber die Ouvertüre war noch nicht angefangen. Der Direktor wurde nervös, aber Mozart versprach, sie am Nachmittag vor der festgesetzten Hauptprobe zu schreiben. Aber auch an diesem Tage kam es nicht dazu, denn Mo-

zart hatte mit seiner Frau einen Ausflug zu Wagen gemacht. Der Direktor zeigte sich verzweifelt. Endlich, spät nachts, kam Mozart zurück. Statt sich aber sofort an die Arbeit zu setzen, legte er sich angelehnt aufs Bett. „Nach einem Stündchen“, sagte er zu seiner Frau, „und mach mir dann einen Punsch!“

Aus der einen Ruhepause wurden indes zwei. Dann aber erhob er sich endlich, rief sich die Augen, schüttelte sich und begann zu arbeiten. Um vier Uhr morgens lag die Partitur fertig auf dem Tisch. Mozart legte sich wieder zur Ruhe. Um sieben Uhr morgens holte der Kopist das Manuskript. Um halb acht Uhr abends waren die einzelnen Stimmen fertig und wurden, noch naß und mit Sand bestreut, auf die Pulte gelegt. Beim Betreten des Theaters wurde Mozart von dem überfüllten Hause mit donnernden Beifallsäußerungen begrüßt. Er verbeugte sich dankend und wandte sich hierauf an die Musiker: „Meine Herren, wir haben leider keine Probe gehabt, aber ich weiß, was ich mit Ihnen riskieren kann. Also — bitte!“ Und er hob den Taktstock. Als die Ouvertüre zu Ende war, ging ein Beifallssturm nieder. „Es sind zwar ein paar Noten unter's Pult gefallen“, meinte Mozart lächelnd, „aber es ist doch ausgezeichnet gegangen. Ich bin den Herren höchlichst verbunden.“

General Normann erwartete seine Stunde. Raum war die Brigade angetreten, so ritt auch schon ein fremder General vor die Front. Kommandos gellten, und dann setzte sich der stumme Zug in Bewegung, während Normann am Fenster seines Gasthofes den davonreitenden Schwadronen wie der Tod nachschaute und seine Hände den Lauf einer Pistole umkrampfeten.

Schwere, unschlüssig langsame Schritte knarnten auf der Treppe, näherten sich. Normann wandte sich um. Ein Offizier stand auf der Schwelle, flackernden Blicks. „Wagen Sie es nicht, das Zimmer zu betreten!“ schritt ihm Normann das Wort ab. Der Offizier zögerte ratlos, machte nach einer Minute peinlichen Schweigens leise und polterte erleichtert, wie es schien, die Treppe wieder hinab. Der General warf sich in einen Sessel. — Sich erschließen? Weil er sich geweigert, Deutsche gegen Deutsche zu führen? Weil er das Leben seiner Männer vor sinnlosem Opfer behütet? Sollte er wie jener Vord dem Könige sein Leben in die Hände geben? Aber hatte Vord nicht seinem Herrn vertrauen können, bis in die leisesten Gründe der Seele hinein, da man den äußeren Sinn der Dinge gar nicht mehr begreift? Normann lachte bitter auf und warf die Pistole in die Ecke, daß sich ein Schuß mit belndem Knall löste und in die Wand fuhr, von der ein vergessenes Napoleonsbild trachend zur Erde fiel. Neigend erhob sich der einsame Mann. Die Nacht schmedte nach Pulver und Brand. In der Ferne leuchteten die Flammen an einem halbverfallenen Gehöft, dessen glühende Dachparrn gegenwärtig wie Galgen herüberleuchteten. Für einen diplomatischen Schachzug sah er die Wand stellen lassen? Damit König Friedrich, nach beiden Seiten gestreckt, im heimlichen Bündnis mit den Preußen, unschuldig vor Bonaparte, am Ausgange der deutschen Sache noch zweifelnd, so oder so als Ehrenmann auf die Bühne der Welt treten konnte? Nein, jetzt hatte sich jeder klar zu entscheiden, da gab es kein Ausweichen, und alle mußten sich bekennen, der König und sein letzter Soldat, alle!

Zufrieden lächelte Normann vor sich hin, als er daran dachte, daß er es den Österreichern

Die Lurche

Wenn die Lurche über Wolken steigt, hält der Wind den Atem an und schweigt.

Perlenketten leichter Töne bringt ihre Kehle himmelhoch und singt.

Perlen lösen sich, zum Ried vertwebt, bis der Wellenschleier schon entschwebt.

Bis im Sange eitel Sonne glüht, selber Sonne, lauchst sie nimmermüde. Max Wittich.

Schlüssel im Schloß und hielt wohl einen Augenblick inne, als das Schloß freischte und aufschloß. Doch dann sprang die Tür schon auf, und der Mann horchte in die Stille der fast schon verbäuernden Straße. So stand der Unheimliche und hob sich leise auf die Beine und stand auf der obersten der Stufen des vielstufigen Stills und spähte in das Dunkel des schon in die Nacht vergehenden Abends und suchte die beiden Kumpane, die am Nachmittag ihn in dem Ballen gebracht hatten.

Es ist gewiß ein großer Schreden in der alten Frau gewesen, die das alles erleben mußte, und ein noch viel größeres Grauen. Mag aber sein, daß ihr beide, der Schreden und das Grauen, die Kraft gaben zu der Tat, die sie nun vollbrachte und die vielen, wie es schon gesagt ist, noch heute ein Beispiel zu geben vermag in Verzagtheit und in Mutlosigkeit.

Als der unheimliche fremde Mann, der das Messer, mit dem er sich aus dem Ballen befreit hatte, noch immer in der Hand hielt, noch so auf der obersten Stufe stand und in das halbe Dunkel der beginnenden Sommernacht lauchte, da stand die alte Frau schon dicht hinter ihm. Nur, daß er das nicht gewußt hat. Es tauchten nun aus dem hellen Licht der drüben liegenden Straßenseite die beiden Kumpane des Mannes auf, der zum Mörder der alten Frau und zum Dieb der goldenen und silbernen Güter des Kaufmannes zu werden gedachte.

Nur einen leisen Pfiff hatte der Fremde ertönen lassen. Da warf sich die alte Frau auch schon mit der ganzen Wucht, deren ihr alter Körper noch fähig war, von hinten gegen ihn, und so sehr, daß er wie ein Brett vornüber die Stufen des Stills hinunterfiel und sich den Kopf an der feineren Kante der untersten Stufe zerschlug und in seinem strömenden Blute lag.

Die Nacht hatte die beiden Kumpane verschluckt. Beugte sich die alte Frau zu dem Fremden herunter und merkte, daß er sich nicht mehr rührte, schloß die Tür hinter sich, holte die Pistole und einen Krug, und als die den Toten fortgeschafft hatten, wusch sie noch das Blut von den Stufen der Treppe, ging in das Haus zurück, verriegelte es wieder von innen und ging zum Schlafen in ihre Kammer wie jeden Abend.

Die beiden Kumpane des auf so sonderliche Art Gerichteten wurden noch in der gleichen Nacht auf der „Anna Agnet“ verhaftet und am nächsten Abend gehängt.

General von Normann

Geschichtliche Erzählung von Wolfgang Jänemann

Zu einer Tat wie der des Generals Vord bei Tauraggen gehören nicht nur Mut und Entschlossenheit, es muß auch die offene Begeisterung des Volkes oder die heimliche Zustimmung des Königs als Kraftquell und innerer Auftrieb dazukommen, sollen die widerstehenden Gefühle in der Brust des vor die Entscheidung gestellten Mannes nicht wild und erstidend emporwuchern. Das zeigt uns das Schicksal des Grafen von Normann.

Als in den letzten Tagen vor der Schlacht der Völker bei Leipzig der General von Normann seine württembergische Brigade gegen die Preußen zu führen gezwungen war, hatten die Gloden der deutschen Freiheit schon manches ehrliche Herz in ihren taumelnden Schwung gerissen. Hier und dort war ein Offizier, der bislang in Bonapartes Diensten gestanden, bei Nacht und Nebel zum Feinde, das heißt zu den verbündeten Mächten Europas übergegangen, indes die Mannschaft mit verdorrten Augen, das Leid in der Brust, am nächsten Morgen vergebens nach ihrem Führer suchte, um schließlich trotz schweigend nach dem Befehl irgendeines französischen Offiziers vom neuem zu marschieren.

General Normann hatte seine Offiziere im Galopp um sich verlammt. „Hundsfötter, die in solcher Stunde ihre Leute verlassen!“ blühte es ihnen entgegen. Der General sah seine Männer der Reihe nach an, die ihm kalt und verschlossen gegenüberstanden. „Nur gegen Napoleon!“ Klang es mißmutig aus ihrer Mitte. „Und die Brigade? Was kommt es auf uns an? Was auf persönliche Wünsche? Die Herren bleiben bei den Schwadronen!“

Die Offiziere blieben verlegen zu Boden. Um den Mund des Generals suchte es, als er ihre Verweigerung wahrte. „Daran haben wir uns zu halten: der Führer verläßt seine Truppe nicht!“ traf es ihr widerwilliges Ohr. — „Aber die Truppe folgt ihrem Führer!“

Hatten sie recht gehört? Was sagte der General? Die jungen und alten Rittmeister merkten erwartungsvoll auf. Sollte sich doch noch

alles zum Guten wenden? Unbewegt fuhr Normann fort: „Blindlings. Wohin er sie führt.“ Die Offiziere zögerten und wagten es kaum, den Worten des Generals in die letzte Tiefe zu folgen. Der fuhr fort, ihre Unruhe überlebend, und sein Blick, der blank war von unausgesprochener Liebe und Sorge, schweifte über die angetretenen Schwadronen: „Ich werde Sie führen!“ General Normann grüßte, nachdem er geendet, und seine Gestalt schien zusammenzufallen, die Schultern hingen unter einer unerträglichen Bürde nach vorn, müde und verlassen stand er da, einsam unter den Kamraden. . . .

Da verstanden die Offiziere, und laut jubelnd umringten sie ihn. Aber Normann blieb ernst und wehrte unwillig ab. Sein Auge schien durch jeden einzelnen Hindurchgehen in den trüben Dunst des todeschweren Gefüßtages. „Ich erwarte Euren unbefangenen Gehorsam!“

Nachdem er wandte der General sein Pferd, ließ anreiten, setzte sich an die Spitze der beiden Regimenter und ritt gegen den Feind, der sich auf den Höhen von Tauscha in starken Stellungen verfangen hatte. Schon war Galopp gebrochen, kirschend, rasselnd donnerte Schwadron um Schwadron den Russen entgegen. Erdklumpen spritzten, Pferde brachen zusammen, und Todeskreie gellten durch die Luft. Weit voraus ritt der General, allein, ohne Begleitung, im wilden Kugelregen. Wäghluch hatte er eine weiße Fahne in der Hand und schwenkte sie unaufhörlich über seinem Kopfe. Die Brigade drohte und stampfte die Erde hinauf, sie ritt und ritt. . . . An den russischen Batterien, die noch immer ratlos in die Welt feuerten, zog sie im Galopp vorbei, um erst weit hinter der Linie in Trab und Schritt zu fallen und zu halten. Die Mannschaften erfahnten nicht, was sich ereignet hatte, und saßen erschrocken umher. Waren sie am Feinde vorbeigeritten? Die sem flieg freudvolle Ahnung auf, jenem trieb der helle Jörn das Wasser in die Augen. Endlich stolperten Preußen und Russen lachend und winkend heran. Da verstanden sie alle, und Freude und Scham packte die Württemberger gleichermassen. Als sie nun untätig zusehen mußten, wie sich langsam die Schlacht an allen Seiten groß und wetternd zu entwickeln begann.

Minnelied von Tegernsee

Urheberrecht: Verlag Fritz Lange, Glauchau i. Sa.

Original-Roman von Friedrich Lange

19

Bis Firneisen ans Schloß gelangte, war er im wesentlichen mit sich ins Reine gekommen. Was, zum Donnerwetter, ein Kerl wie er sollte den Kopf hängen lassen. Das dürfte es nicht geben! Man besaß gute Verbindungen und noch bessere Zeugnisse, da konnte es nicht fehlen, daß man wieder irgendwo unterkam.

Im Bräustübl.

Als Firneisen das Bräustübl betrat schlug ihm eine Welle von Lebenslust entgegen. Ihm war, als blieben seine Nöte und Kummernisse draußen im Dunkel zurück. Im Gewoge dieses geselligen Beisammenseins hatten sie keine Daseinsberechtigung.

Während er sich nach einem freien Platz umschah, wurde er angerufen: „Hallo, Gerd, alter Pirat und Strandgutjäger!“

„Fedja — schon aus Nürnberg zurück?“ Er staunte, den Tisch seines Speisestandes anstehend.

Blant war schwer in Stimmung und ließ ihm die Hand in rauher aber herzlichster Freundschaft auf die Schulter.

„Mensch, Gerd, du hast hier noch gefehlt! Komm, hoch dich nieder!“

In der Densische saßen ein halbes Dutzend junge Burischen, lauter Einheimische, zu denen sich Dr. Blant gesetzt hatte, die nun auf seine Kosten zechen mußten. Soeben schleppte die bedienende Maid eine neue Runde herbei, die gleich angestrichen wurde.

„Herrgott, was dees a Gfrett, wann i soo Bier net hätt!“ rief Jall, der Kraftwagenführer Dr. Gutwein, sonst ein ruhiger Mensch, jetzt der lautesten einer.

Und Blant kommandierte: „Alsdann — firti — Schluß!“

„Habt ja mächtig Dampf auf!“ lachte Firneisen, der sich Regensburger Würstchen bestellt hatte.

„Ist auch Ursache, Gerd! Ober meinst, daß es ein Schmar ist, wenn mich meine Betriebsleitung auf einen selbständigen, gutbezahlten Posten in Nürnberg stellt?“

Firneisen rief achtungsvoll die Augen auf. „Donnerwetter, bei dir gehts vorwärts!“ Und dann sagte er eine ganze Weile nichts weiter.

Sonderbarer Betrieb auf dem Edergrund — dem einen wird alles genommen, dem anderen befehrt das Glück einen beträchtlichen Happen. Nun, Firneisen hüte sich, mit seiner Unglücksstunde die frohe Stimmung zu beeinträchtigen. Der übermüdete Fedja nötigte ihn unausgesetzt zum Trinken. Immer wieder ließ er Enzian und Bier anfahren, zwischen durch Virginas und Würstchen. Zeitweilig vernahmte die Bedienung den Anforderungen kaum zu entsprechen.

Die jungen Burischen saßen all unter den Tisch! raunte Blant seinem Freund ins Ohr. Der sah ihm forschend ins Gesicht und wußte genug.

„Fedja, du bist ein hoffnungsloser Fall!“

warnte er, und wußte doch, daß hier jede Mahnung in den Wind gesprochen war. Fedor Blant gehörte zu jenen Menschen, die in ihrer Freude stets über die Strenge schlugen.

„Aber Mensch, das mußt du doch begreifen: Von Nürnberg aus kann ich zu jedem Wochenende in die Berge fahren!“ schrie Blant, als mühten es alle Gäste des Bräustübls hören, wozu ein Bergsteiger er war. Auch eine seiner Schwächen, dieses Geltungsbedürfnis.

Jall hob den Maßkrug Firneisen entgegen. Der drohte ihm lachend: „Was wohl Kathi sagen würde, wenn sie —“

Der Bayer winkte heftig ab. „Deswegen bin i ja hier! Wenn die Kathi grantig is und net zum Stellschlein kommt, druck i mi ins Bräustübl. Wir Mannen müssen den Malefizweibsbildern die Zähne zeigen, dees sag i, jawui!“ Und dann steckte er die Nase für eine lange Zeit in den Maßkrug, der in schöner blauer Aufschrift die beiden Buchstaben HB trug. Herzogliches Bräustübl, Treffpunkt aller Gamsbrunnsjünger. Es lag etwas Tröstliches in diesen beiden Buchstaben.

„Einen Schweinebraten, wann i jetzt hätt!“ meinte Blant, den Mund spitzend.

„Geh, Fedja“, wehrte Firneisen ab, „wirfst dir den Magen verderben! Da laß ich mir deine Trockenkonserven schon eher gefallen, die du in Nürnberg herstellen willst.“

Blant stieß einen Zuckers aus. „Kruzifixen, einen Leutalcher müßt i aufführen, verstehtst du, rausflutet, mit Messer und Faust!“

„Könnt ein schöner Lachersfolg werden!“ dampfte Firneisen, angelegentlich den Brand seiner Virginia betrachtend. War merkwürdig, aus welchen Gründen die Menschen ihre Zursucht auf der Bierbank suchten! Freude, Kummer und Trost saßen schon an diesem Tisch dicht beieinander. Das schäumende Bier vor sich, konnte man tatsächlich für eine Stunde oder zwei zum Lebenskünstler werden und über den Segen eines Stamperl Enzian oder einer Maß nachdenken. Darüber verflüchtigten sich die Sorgen. Hinzu kam noch: abends sieht sich alles ganz anders an als am Morgen — unsere Pläne, unser Wille, unsere Zukunft... Nachts ist die Phantasie looser und gelöster.

Firneisen war natürlich vernünftig genug, nicht in den Fehler mancher Fremder zu fallen, die in Oberbayern alles für paradiesisch, gut und schön halten. In Wirklichkeit haben die Einheimischen auch ihre kleinen und großen Sorgen, zum Teil ist ihr Leben ein steter Kampf mit den Naturgewalten. Man durfte sich nicht verleiten lassen, aus einer gewissen Bräustüblschau zu urteilen...

Dr. Blant allerdings war über solche Nachdenklichkeitsminuten schon hinaus. Nach einem mißglückten Jodeler klappte er plötzlich zusammen. Und wie! Der scharfe Enzian hatte ihm den Rest gegeben. Kurz vorher trug er erst noch wesentlich zur Erheiterung seiner Zechgenossen bei: als er den frisch gefüllten Maß-

krug packte und sein bekanntes Kommando schallte, kam er, bewußt oder unbewußt, mit der Maß zu hoch und goß sich einen beträchtlichen Schwapp übers Haar in den Nacken. „Alsdann — firti!“

Bestürzt nahm ihm Firneisen die sonderbare Taufschale aus den Händen. „Fedja, du bist voll, du läufst schon über...“ stellte er fest.

Blant verdrehte die Augen und rutschte mit einem gurgelnden Laut von der Bank unter den Tisch, wo er äußerst zufrieden zu schnarchen begann.

„Aus is und gar is!“ juchzte Jall, die Brauh krachend auf die Krachledernen schlagend.

Und die anderen: „Da legt di nieder, Herr Dofla!“

„Dees Oberlicht im Gehirntastl laßt aus!“ „Höllakra, jekt ham ma Gfrett!“

So, da lag er nun in seiner Bewußtlosigkeit wie ein Säufchen Elend. Die vor Belustigung quetschenden jungen Burischen aber, die mit ihren zwanzig bis fünfundsiebzig Jahren mehr vertragen konnten, als der „Herr Dofla“ mit seinen vierzig, hatten nun die Ehre, den Abgekämpften im Triumphzug zum vornehm stillen Kurhaus schleppen zu dürfen.

Firneisen überkam ein gelindes Grausen. Viel Staat war mit dieser Bierleiche jetzt nicht mehr zu machen, aber man durfte Fedja nicht im Stich lassen. Die jungen Leute waren selbstverständlich auch nicht mehr standfest, immerhin stellten sich Jall und noch einer so gleich zur Verfügung. Zu diesen beiden durfte man einiges Vertrauen haben. Die Kellnerin hatte, als die Gefahrenmarke in Sicht war, flugerweise jeweils lagenweise abstaffiert, also konnte man den Parademarsch durch die nächtlichen Straßen von Tegernsee antreten.

Der Jall und sein Freund Hies hatten Fedja in die Mitte genommen, Firneisen ging als Steuermann hintendrin und half von da kräftig mit nach, um die allzu heftigen Schlagseiten nach steiler- und bachbord auszugleichen. Briefstafte, Brille, Hut und Stod Blants hatte er vorsorglich an sich genommen. Bei allem unerschrockenen Zupacken geschah es immerhin zweimal, daß sie zum Stürzen kamen und sich zu viert auf der Straße wälzten; denn Blants Sehnacht, die Mutter Erde zu umarmen, war unabweislich. Unter Schnaufen und Brüllen kostete es nicht geringe Mühe, jeweils das Gleichgewicht wiederzufinden. Für die acht-hundert Meter Entfernung vom Bräustübl bis zum Kurhaus benötigte man rund eine Stunde. Und wenn schließlich schon mancher denselben Weg in ähnlicher Verfassung im Zeitlupentempo hinter sich gebracht hatte, so stellte dieses Ergebnis doch immerhin einen neuen Rekord dar.

Vor den sieben Stufen, die zum Haupteingang des Kurhauses emporführten, klopfte man den etwas angestaubten Herrn „Dofla“ notdürftig aus und setzte ihm Hut und Brille

auf. Er starrte ganz schauerlich durch die scharfen Gläser.

Unter geflüsterten guten Zusprüchen und festem Zugriff hatte man Blant endlich bis vor die Tür geschleppt. So ganz lautlos ging das auch nicht ab. Jall und Hies trugen Genagelte, und die verursachten einiges Geräusch auf dem Stein.

Während Firneisen auf den Knopf der Nachtglocke drückte, gab er seinem Freunde letzte Verhaltensmaßregeln:

„Fedja, jekt wird gleich Fräulein Kathi erscheinen. Ich bitt' schon, nimm dich ein bißl zusammen! Du weißt, die Kathi hat eine empfindliche Seele.“

Kathi hatte erst am Abend für das erkrankte zweite Mädchen den Dienst übernommen. Daraus erklärte sich ihr Nichterscheinen zum Stellschlein mit Jall. Von allen dienstbaren Geistern war Kathi unbestritten die Schönste.

Fedja baumelte mit dem Kopf, was Zustimmung oder auch Ablehnung bedeuten konnte. Das Ergebnis war, daß er angesichts der aus dem Schlaf geklingelten Kathi kräftlos in den Knien einknickte und trotz der ihn haltenden Hände zusammenstürzte wie ein Hampelmann. Und das alles im unbarmherzig hellen Schein der Flurlampe!

Kathi fuhr erschrocken mit beiden Händen zur Brust, was Jall sehr hübsch fand. Krustürten war das trostige Dirndl ledig! So hatte er die Angebetete noch nie gesehen.

„Mein Gott, was ist denn mit dem Herrn Doktor passiert?“ wandte sie sich an Firneisen, der ihr von all diesen schwankenden Gestalten noch am meisten vertrauenderwiegend erschien.

Der winkte rasch ab, bemüht, den Unglücklichen wieder auf die Beine zu stellen. „Nichts Besonderes. Eine kleine Schwäche...“

Das Mädchen tat einen Schritt zurück. „Ob ich Herrn Dr. Gutwein?“

„A geh, Kathi!“ mischte sich jetzt Jall mit schwerer Zunge ins Gespräch. „Mir is los. Im Bräustübl is dem Herrn Dofla die Hirnhaut pelzig worden. Wann er zwöls Stunden geschlafen hat, is alls wieder gut. Solchene Schwindelanfälle san net gefährlich...“

Kathi strafte den Sprecher mit einem vernichtenden Blick. „Stod bist, Bazi aus-gschamter! Deine Schwindelanfälle! fenna ma scho...“

Hies und Jall schoben Blant vor sich her wie einen störrischen Hammel, der nicht ins Schlachthaus will. „Da gehst eine, Herr Dofla!“

Auf dem Weg zum ersten Stockwerk dampften Teppiche und Läufer das Geschnappte der schwer beladenen Männer. Kathi huschte voraus und öffnete die Tür zu Zimmer 21. Während die beiden Einheimischen den Bewußtlosen zu Bett brachten, ging Firneisen neben Kathi den Gang zurück, flüsternd: „Hoffentlich haben wir Fräulein Junt nicht im Schlaf gestört?“

(Fortsetzung folgt.)

Das Element ohne Gnade

Roman von Georg Büßing

20

„Ach — es geht so —“

„Ich bleibe die Stunde bei Ihnen, Gesellschaft wird Ihnen gut tun.“

„Das ist sehr lieb von Ihnen, mein Kind. Aber es geht nicht. Der junge Mann dort, seines Zeichens Arzt, hat mir strenge Bettruhe verordnet.“

Johanna sah Dr. Ostermeier an: „Wirklich?“

Ostermeier nickte und zwang sich, ernst zu bleiben. In seinen Augen tanzten Kobolde, die alle Leichtigkeit war in sein Herz zurück-gelockt.

„Ja, leider muß es sein! Unser Patient braucht unbedingt Ruhe.“

Köhlig nickte mit toderstem Gesicht: „Ja, es wird das beste sein. Wer trotzdem brauchen Sie ja nicht gleich wieder nach Hause zu fahren, Johanna. Sehen Sie sich das Wetter an! Der Frühling kommt mit Macht! Sehen Sie eine Stunde im Park spazieren.“

„Alles —?“

Köhlig machte ein nachdenkliches Gesicht: „Um — das ist wahr. Aber vielleicht hat der Herr da Zeit, Sie zu begleiten. Wie ist das, Herr Doktor?“

Ostermeier wurde wieder verlegen: „Wenn es dem gnädigen Fräulein recht ist —“

Johanna sah ihn an, lächelte und nickte. Sie verabschiedeten sich herzlich vom Professor und gingen. Der Park war ganz in der Nähe, bald

schritten sie auf den vom Nebel noch feuchten Wegen. Die Sonne war warm, die Rasenflächen schimmerten grün, über Büsche und Bäume spannte sich der erste Hauch der schlummernden Blüte.

Sie schritten zunächst schweigend nebeneinander, beide befangen, beide mit klopfendem Herzen. Ostermeier nahm so kleine Schritte wie möglich, aber ab und zu verzog er sich doch und holte weit mit beiden Beinen aus. Viel-leicht hatte sein Herz zu hüpfen begonnen, daß er mit solch einem herrlichen Geschöpf an der Seite in den hellen Frühlingstag hineinschritt.

„Ich glaube, ich muß doch Knoten in meine Beine schlagen“, war das erste Wort, das er sagte.

Johanna lachte und Ostermeier horchte.

Wie rein und wunderbar ihr Lachen klang! — Tiefes Friede zog in sein Herz ein, und all das Häßliche und Aufregende der letzten Tage verfiel, all Bitterkeit war wie forgeblassen. Das Leben war schön. Alles würde gut werden.

Ostermeier erzählte dann von seiner Jugendzeit, von seinen Studien und Forschungen. Er würzte alles mit Scherzen und lustigen Erlebnissen — Johanna hörte zu — lächelte — sah ihn an — erzählte dann selbst von ihrem Leben.

Eine Zeitlang schritten sie dann wieder nebeneinander und sagten nichts.

Wie ist sie zart und rein — dachte Ostermeier.

Ein richtiger großer Junge ist er — dachte Johanna.

Sie kamen an einer Wiese vorbei, auf der schon der Krokus blühte. Es leuchtete in allen Farben.

Sie blieben stehen. Es war still in der Runde, Menschen waren nicht in der Nähe, die Sonne hatte die letzten Nebelschwaden vertrieben.

„Wie herrlich das ist“, sagte Johanna.

Ostermeier nickte: „Ja — wunderbar!“

Mit verschwommenen Gesichtern schritten sie dann weiter. Ostermeier erzählte — Johanna erzählte. Dann schwiegen sie wieder. Jenseits begann die Glocke einer Kirche zu läuten.

Ostermeier blieb wieder stehen. Johanna sah ihn an, ihre Augen waren ein wenig fragend, aber nicht ängstlich. Ostermeier nahm ihre Hand und sagte leise: „Wie klein und rührend Ihre Hand ist — Johanna.“

Johanna antwortete nicht — sie sahen sich eine Weile in die Augen, um dann erneut in den hellen Frühlingstag hineinzuschreiten. Ostermeier hatte Johannas Hand noch in der seinen — und das blieb so, bis sie den Park verließen.

Beim Abendbrot erzählte Johanna von ihrem Spaziergang im Park. Ihre Augen leuchteten dabei, ihre Wangen waren gerötet.

Stones sah seine Tochter ein paarmal mit seltsamem Blick an, ohne daß Johanna es merkte. Er entgegnete aber nichts.

Erst am anderen Morgen, nachdem er mit James das Wichtigste in üblicher Kürze besprochen hatte, kam er auf die Sache zurück.

„Kennst du einen Dr. Ostermeier, James?“

„Ja, er will Radium kaufen. Er war hier einmal vor der Tür. Vorgestern hat er auf

der Viktoria-Bank gedroht, daß er uns alle erschließen wolle. Er kann den Preis nicht bezahlen.“

„Du weißt, wo er wohnt?“

„In einem Hotel, ganz in der Nähe.“

„Ich will ihn sprechen.“

James verließ den Raum und ließ sich mit Ostermeiers Hotel verbinden.

Ostermeier lag, in Träume versunken, auf seinem Zimmer, vorderhand hatte der Spaziergang mit Johanna das Radium in den Hintergrund gedrängt. Sie liebte ihn! Sie mußte ihn lieben, denn sonst hätte sie ihm ihre Hand dort im Park nicht so lange gelassen.

Der Telefonanruf machte ihn wach.

„Mr. Stones will Sie sprechen“, hatte eine leidenschaftslos Stimme am Apparat gesagt. „Kommen Sie sofort!“

Ostermeier sprang erregt auf. Was war geschehen? Warum wollte ihn der Alte auf einmal sprechen? Sonderbar!

In großer Hast zog er sich an und nahm eine Tasse. Vielleicht hatte Stones es sich überlegt und wollte den Preis heruntersetzen. Vielleicht sah er sogar Johanna an —

„Du hast jetzt eine große Chance, Ostermeier!“ sagte er vor sich hin. „Vor allen Dingen mußt du ruhig sein, ganz kühl, nichts überstürzen.“

Auf sein Klingeln wurde ihm sofort geantwortet. James führte ihn in das Arbeitszimmer seines Vaters.

„Sehen Sie sich“, sagte Stones ohne weitere Einleitung.

Ostermeier tat es und prüfte sekundenlang das Gesicht seines Gegenübers. Wie ein Bergsteiger sah er nicht aus. Sein Gesicht war gut geformt, Energie und Tatkraft lag darin. Die Augen waren kalt, aber das wollte nicht alles sagen.

(Fortsetzung folgt.)

Singende Sterne

Eine Erzählung von Deutschlands größtem Geigenbauer
Von Martha Brach

Jakob Stainer ist ein Bub von zehn Jahren. Deut hat er seinen Namenstag und die Mutter hat einmal ein wenig Zeit für ihn und sein munteres Geplauder. Der Knabe erzählt in glühender Begeisterung:

„Ach, Mutter, ich ging diese Nacht auf einen hohen Berg, höher als die Sonnenspitze. Er war fast bis in den Himmel gewachsen. Als ich droben war, wurde es Nacht. Da legte ich mich hin, um zu schlafen. Wie ich die Augen zumach, ist der Himmel ganz dunkel und die Sterne bewegen sich auf ganz eigene Weise. Ganz fein bebühnen sie aneinander vorüber. Dabei hebt ein Singen an, ach Mutter, solch Singen hab ich noch nie gehört. Es war so schön, daß ich hab weinen müssen. Und wie es am schönsten war, blieben die Sterne stehen. Ein hoher runder Bogen spannte sich oben, und ein eben solcher, wie im Spiegel, unten. Aber sie trafen sich nicht, sondern standen eine Spanne auseinander. In dieser Spanne hingen sich rechts und links zwei kleinere Bögen mit der Krimme nach innen. Schau, Mutter, so!“

Das Jaköble steckte seinen Zeigefinger in den Mund und mahlte mit der feuchten Spitze die Form einer Geige auf die Tischplatte.

„So schaute das aus. Außen waren die großen Sterne und drinnen hingen acht Ketten von kleinen Sternen genau in der Form des Randes. Das Singen wurde immer schöner und die Sterne leuchteten so hell, daß man die einzelnen nicht mehr erkennen konnte. Alles wurde zu einem singenden Licht. Und dann — Mutter, dann — kam ein Engel und winkte mir, als rief er mich zu sich. Und da hast du mich geweckt. Ich hab doch so gern weiterträumen wollen! Nun weiß ich nicht, wo der Engel mit mir hingehen wollte.“

„Ja, mein Bub, das geht halt nicht. Wir Menschen müssen hier unten auf der Erde bleiben, auch wenn uns die schönsten Engel im Traum rufen. Solange wir leben, ist das nun so. Aber schön ist dein Traum und wir wollen ihn nicht vergessen!“

Vier Jahre sind seitdem vergangen. Jakob ist schon 12 Monate bei einem Orgelbauer in Innsbruck in der Lehre. Hoff sind die Wangen, müde die Beine, müde die Augen und das Herz. Der Meister ist streng, nicht eben strenger als jeder andere. Ja, zum Jaköble ist er fast milde. Und doch weint und wacht der Bube manche Nacht. Er ist ein zartes Kind und kann es an Kraft nicht mit den anderen Lehrbuben aufnehmen. Darum hänseln sie ihn und haben eine ganz verteilte Geselligkeit darin, ihm die schwersten Aufgaben auszuschieben, damit der Meister ob seiner Untüchtigkeit ersäunen solle.

Eines Tages fährt der Meister mit einem Kaufmannswagen nach Abam bei Hall, in den Geburtsort des kleinen Stainer. Er hat wegen seines jüngsten Lehrbuben eine wichtige Unterredung mit dem Pfarrer. Man mußte den Buben, der so behutsame Hände und solch weiches Herz hat, anderswo unterbringen, wo er diese Gaben anbringen könnte. Der Pfarrer lächelt und denkt an einen Traum, den ihm das Jaköble einst in überschwänglicher Freude erzählt. Nun will er sich dafür verwenden, daß der Bub zu den singenden Sternen komm, von denen er träumte.

Als der Innsbrucker Meister in die Werkstatt zurückkehrt, ruft er den Jakob zu sich. Blau und verärgert erscheint er. Der Tag ist köhllich gewesen. Lehrbuben und Gefellen haben ihm allerschand Schabernak angetan, und ihn gehänselt, bis er sich in blinder Wehrlosigkeit hinter die silberglänzenden Orgelpfeifen versteckt hat. In seiner Hast ist er dabei gekürzt und hat eine dieser köstlich klingenden Röhre mitgerissen und zerbrochen. Nun wartete er auf grobe Prüffe und Kopfnüsse. Aber der Meister führt ihn ganz nahe an das Licht der Glasfuge, damit er ihm recht genau in die Augen sehen kann.

„Schau mich an, Bub, glaubst Du, daß Du hier gut tust?“

Jakob ist verwirrt. Sein kleines Herz flattert in Angst, weil er glaubt, der Meister wolle ihm eine grimmige Strafpredigt halten. Er schluckt ein paar mal. In Blickesschnelle drängen sich tausend Bitten um Vergebung in sein Gehirn. Er quält sich, einen Anfang zu finden. Wie ein Fisch an Land, schnappt er nach Luft und kann nichts sagen. Den Meister belustigt das, doch dann erbarmt er sich und läßt auf:

„Wenn Du es also nicht weißt, Bub, nachher werd ich es Dir sagen. Garnicht gut tust Du hier. Ganz und garnicht! Und darum sollst Du hier fort, verstanden? Und nun mach nicht solch blödes Gesicht! Das ist doch keine Strafe. Daß Du's nur weißt, wegen Dir verdrachten Lausbuben bin ich heute in Abam gewesen, beim Pfarrer. Der will Dich wohin geben, wo Du was lernen kannst — so was wie in Deinem narzistischen Traum mit den Sternen. Geigenbauer sollst Du werden! Hast Du mich jetzt verstanden, Du Hallbrot!“

Während dieser Rede hat der Meister den Jakob noch zwischen seinen Händen. Der Bub wird immer schwerer. Nun ist er ganz zusammengeklumpt. Es war zu viel. Der schlimme Tag mit den bösen Gefellen, die bedebende Angst wegen der verdorbenen Orgelpfeife — und nun das!

Das Jaköble starrt den Meister mit offenem Munde an. Er kann ja garnicht alles fassen.

Der Meister wird etwas unsicher, schüttelt den Buben:

„Na, — so sag doch was. Schau nicht so dämlich! Freust Du dich net? Soll Dir wohl erst mal eins auf die Hosen geben, damit Du aufwachst?“

Da kommt ein Lachen aus Jakobs Kehle, bei dem ihm die Tränen aus den Augen springen. Er nickt heftig:

„Ja, — Ja, — Meister, Ja!“

Da läßt ihm der Meister eins herabst und läßt dazu:

„Bist an doppelter Bub. Sollst Dich freuen! Und nun in Deine Kammer und schlaf Dich aus. Wenn morgen der Wagen der Fuggersleute durch Innsbruck kommt, kannst beim Weiterfahren mit aussitzen. Ich geb dir einen Geleitsbrief mit na Abam.“ Damit schiebt er den Jakob in seine Kammer, wo dieser bald in einen Traum von Engeln und Sternen und zerbrochenen Orgelpfeifen versinkt.

Der „Engel“ aber, der das Schicksal des Jaköble in die Hand nimmt, sieht weit anders aus als der Traum. Er trägt statt des silberweißen Kleides einen schwarzen Rock und hat

statt der goldenen Locken dunkles Haar und einen dichten Bart. Aber er hat zwei wunderbare Augen, aus denen die Güte des Herzens leuchtet. Es ist der Pfarrer aus Abam, der dem Jakob die Wege ebnet, daß er nach Italien kommt, in das Wunsch- und Traumland aller musikalischen Herzen. Hier leben die berühmtesten Geigenbauer des siebzehnten Jahrhunderts, die das rosa-braune Holz zum Singen bringen, daß man meinen könnte, die Stimmen von Engeln schwebten daraus empor. Jakob Stainer wird nach Cremona geschickt, mitten in das Zentrum edelster Geigenbau-Kunst. Den Namen „Amati“ nennt jeder mit Ehrfurcht. In seiner Nähe lebt Jakob in einem Raufsch des Vernens und in der schmerzvollen Beseitigung, in eine Wunderwelt einzubringen.

Schwer und reich sind die Jahre. Ihre goldenen Früchte gehen in die Welt und beglücken die Menschen. Jakob Stainer ist ein gesuchter Meister. Sein bedeutendster Schüler ist Matthias Klok, dessen in Mittenwald gegründete Geigenbauerschule als leuchtender Stern sein Licht noch heute weit über die Grenzen der Heimat strahlt.

Das Wrack am Strand

Skizze
von Ernst Dör

Es liegt im seichten Wasser, einen guten Steinwurf vom Strand des kleinen Fischerdorfes entfernt. Im Sommer tummeln sich die Badegäste um das leicht hübsche Schiff, erklettern es auf kunstvolle Weise und betreten das schon fast rissige Deck lachender oder auch ernsten Auges, sie werfen wohl auch einen Blick in die dunkle um wenig schauerliche Tiefe des Schiffleibes, um das vorher begonnene Spiel lachend wieder fortzusetzen. Im Herbst und Frühling umtosten Stürme das Wrack des Seglers, haushohe Wellen hüllen es in sprühenden Gischt ohne daß sie keine Lage zu ändern vermögen, denn es hat sich zu tief in den Grund eingebewühlt. Der Winter aber versauert es zu einer eisverbängten, geheimnisvollen Meeresfeste. Bin und wieder haben Flutwellen Stücke von der Keling und aus der Verkleidung gerissen, aber der gewöhnliche Schiffleib muß aus gutem Material sein, denn die zehn Jahre, die er etwa hier liegt, haben ihm fast noch nichts anhaben können. Man kann es immer ansehen, ohne Langeweile zu verspüren. Und wenn man bei Sturm Gischt und Wogen zu seinen Vorwänden hinaufsehen sieht, dann begreift man, wie wertlos so ein Menschenwerk gegenüber der unbarmherzigen, zerstörenden Macht der Naturgewalten ist.

Eines Abends sah ich einen alten Mann dem Wrack gegenüber auf einer der Dünenkuppen sitzen. Er glückte äußerlich einem der Fischer hier, auch sein Gesicht mit dem Ausdruck eines Menschen, der das Meer befahren hat, verleitete dazu, doch irgend etwas in seinem Wesen verriet, daß er nicht aus dieser Gegend stammte. Wir gingen oft aneinander vorbei, wir sahen hin und wieder wohl auch in einiger Entfernung voneinander in den Dünen und sahen zu dem Wrack hinüber, aber es blieb stets bei einem kurzen Grußwechsel zwischen uns, er hatte etwas an sich, das eine Annäherung abwehrte.

Eines Abends botte ich wieder einmal in den Dünen. Es herrschte starker Nordwind, die See schlug mit leisem Donnern gegen den Strand. Hinter den Wänden blühte und polterte es, als seien tausend Robbe darin lebendig. Ueber die Weite der See stand der Himmel tiefgrau und wolkenverbängt. Doch es regnete nicht. Da stampften Füße hinter mir über den schmalen Steig, ich sah mich um: es war der Alte. Er blieb entgegen seiner Gewohnheit bei mir stehen, starrte auf das Meer und sagte dann irgend etwas, das aber der Wind davon trug. Auf meinen fragenden Blick trat er nahe heran und setzte sich schließlich neben mich in den raschenden Strandhafer.

„So ein Tag war es auch, als die „Reetema“ strandete. Nur noch schlimmer!“ wiederholte er. „So — Windstärke 10 müßten Sie sich vorstellen!“ Er sprach das Deutsche mit jener harten Betonung, die auf den Ausländer hinwies. Und die Art, wie er die Worte aus sich herausrang, verriet starke innere Bewegung.

„Sie erlebten das Unglück?“ fragte ich.

„Nun ja, wenn man das erleben nennen kann. Die „Reetema“ kam von Abam und hatte Holz geladen. Die Ueberfahrt war glatt, wie

man so sagt, die Bart lief mit vollen Segeln in guter Geschwindigkeit, 60 Seemeilen vor dem Endhafen — die Ladung sollte in Lübeck gelöst werden — überraschte sie der Sturm hier an dieser mecklenburgischen Küste. Er ließ keine Zeit mehr zum Refless der Segel. Beachten Sie den Grund, wenn Sie einmal hinausschwimmen sollten, es ist ungefährlich. Aber wenn das Steuer bricht, ein Mast nach dem anderen über Bord geht, das Tafelwerk gefalpt werden muß und zum Unglück noch die Ladung nach einer Seite rollt, dann bist auch der beste Grund nichts!“

„Was wurde aus der Befahrung?“ fragte ich.

Der Alte strich sich über die Stirn, als müße er ein inneres Bild fortwischen. Dann wies er mit der Hand über die Schulter hinweg, wo man vom Friedhof her über die Dünen hinweg ein riesiges Kreuz tragen sah. „Dort liegen sie — elf Mann — Finnen und Nordländer!“

Vielleicht lebten sie noch, wenn der Kapitän nicht zu dem in solchen Fällen gebräuchlichen Mittel gegriffen hätte: er gab ihnen Alkohol, damit sie die kalte Rasse und den Sturm nicht so stark spüren sollten. Aber das war, wie ich heute glaube, ihr Verderben!“

Nicht allein das Unglück, sondern auch die Art, wie der Alte das Schicksal dieser Menschen zu tragen schien, hatte mich bis ins Innerste.

„Warum urteilen Sie so hart und vielleicht auch ungerecht über den Kapitän?“ fragte ich.

„Er wollte doch sicher das Beste für seine Leute?“

„Möglich!“ Der Alte hob die Hand mit einer müden Bewegung: „In diesem Falle —“ er wiederholt die Worte, als könne er sie vergessen — „in diesem Falle kann man nicht hart genug über den Mann urteilen!“

„Gehört der Kapitän auch zu jenen Elf dort?“

„Wahrscheinlich wäre ihm wohl, wenn er dort läge. Aber er wurde gerettet. Nun lebt er hier, weil er nicht mehr wo anders sein kann. Das ist vielleicht die größte Vergeltung, die das Schicksal an ihm übt. Gefahren ist er seit dem nicht mehr!“

„Er lebt hier im Dorf?“ fragte ich, völlig überrascht.

„Hier im Dorf, obwohl er eigentlich kein Deutscher ist. Er geht täglich einmal an den Strand und betrachtet das Wrack. Und wenn Wind oder Sturm herrscht, dann erlebt er alles, was damals geschah, noch einmal. — Aber — er hat es nicht besser verdient!“ schloß er mit harten Lippen.

Auf einmal wachte ich, wer der Alte war, wußte auch, was er litt. Das scheinbar Untragbare dieses Schicksals mußte auch den härtesten Menschen rühren.

Der Alte sah unbeweglich und starrte auf die toten See, die das Wrack umspülte. Es klang wie unaussprechlicher, leiser Donner. Wolken hehten über uns hin. Sie zogen auch über jenes Kreuz, das sich als riesige Silhouette vom Abendhimmel abhob.

Das böse Wort

Erzählung von Geo Hering

Zweimal schon hatte der Pfarrer am Sonntag bei der Verkündigung Barbara Ratterer und Josef Stegmüller als Brautleute verlesen. Drunter im Tal, wo der Hof des Stegmüllers breitgelagert sein mächtiges Viered zwischen die Häuser schob, wurde schon eifrig zur Hochzeit gerüstet. Aber am dritten Sonntag warteten die Leute vergeblich auf die Ausrufung des Brautpaares von der Kanzel.

Da schickten und tuschelten die Leute. Aber wie das gekommen war, wußten sie doch nicht. Darauf hätte nur die alte Katharina Boitt Auskunft geben können, die überall Bescheid wußte im Dorf, und deren Klatschmaul schon manchen Unfrieden gebracht hatte.

Sie hatte sich an den Stegmüller herangemacht: „Du, die Barbara ist keine Gute, sie

dich für, Stegmüller. Wenn die auf den Hof kommt, hast du nichts mehr zu sagen. Weißt du, was sie gesagt hat? „Deine beiden Alten werden wohl nicht das ewige Leben haben.“ Damit rechnet sie schon, die Barbara.“

Josef Stegmüller hat die Alte mit sonderbaren Augen angesehen. Er hat nichts zu ihr gesagt, hat sich umgedreht und ist still seines Weges gegangen.

„Nun das wahr, Barbara?“ hat er gefragt mit einem leisen Hoffen, daß das Mundwerk der alten Katharina wieder einmal unrecht habe. Aber Barbara hat nicht nein sagen können.

„Ach, man schwätzt ja so viel. Hab mir wirklich nichts dabei gedacht, Josef.“

„Dann muß ich wohl zum Pfarrer gehen. Er braucht uns nicht mehr zu verkünden.“ — Einige Monate später klangten die Glocken.

Sie klangten zu Barbaras Hochzeitstag. Barbara heiratete den Kleinbauer Michael Seiler. Wohl hatte man sie gewarnt vor dieser Hochzeit. Ein Muster von einem Bauern war der Seiler gewiß nicht. So viel lieber im Wirtshaus, als daß er auf dem Felde nach dem Rechten sah, und hatte auch mehr Fluchworte im Munde als Segenswünsche. Aber es war ein Trost in Barbara, der alle Warnungen in den Wind schlagen ließ. Sollte niemand sagen können, sie wäre untröstlich über Josef Stegmüller gewesen.

Josef Stegmüller hatte sich in seine Stube eingeschlossen und brütete davor sich hin. Ein Wirtshaus last in seiner Kehle, und die Braut erfüllte sich mit Gram. Am liebsten hätte er geheult wie ein kleines Kind. Ach, man hätte doch nicht auf die alte Katharina hören dürfen. Schlecht war die Barbara sicher nicht gewesen. Er kannte sie doch so lange schon. Müde war Josef Stegmüller, sehr müde.

Die Zeit ging ihren festen Schritt weiter. Die Barbara hätte wirklich nicht lange zu warten brauchen. Bald legten sich Josefs Eltern zum ewigen Schlummer, und er mußte einsam und mit ein paar fremden Leuten den Hof weiterführen.

Droben aber, auf der fahlen Höhe, wo das Häß des Seiler stand, ging es nicht gut. Die erste Zeit der Ehe, da schien es fast, als könnte Barbaras Einfluss die Gesinnung ihres Mannes ändern. Aber schon nach einem Jahr war Michael Seiler der alte und trieb es noch schlimmer als zuvor. Barbara hatte den Rampl aufgegeben. Sie duldete und ließ niemand das Kreuz ihrer Ehe sehen. Sie duldete die Schläge ihres Mannes und mußte es dulden, daß der Hof verfiel, obwohl sie wie eine Magd arbeitete.

Die Jahre vergingen.

Einmal sah Josef Stegmüller vor seinem Hause, da kam Barbara. Sie kam müde und mit Runzeln in dem Gesicht, das einmal so blühend war wie ein pfingstlicher Tag. Sie hütelte aus der eingefallenen Brust. „Mußt nicht böse sein, wenn ich komm. Aber ich habe keinen Ausweg mehr. Die Schulden treiben uns an. Könnstest uns nicht dreitausend Mark leihen? Ich bitte dich nicht für mich, ich tus nur wegen meiner Kinder.“ Josef Stegmüller sah in das zerrissene Gesicht, das die Sorgen durchwacht Nacht und das Leid unmaßlicher Tränenströme zeigte. Sein Herz konnte fast nicht mehr schlagen. Es war ihm, als brüde eine



Sozialismus, wie Adolf Hitler ihn und lehrt, heißt vorbehaltlos Dienst an der Gemeinschaft.
Entschloß dich zur Mitgliedschaft in der DSD.

Hand seine Kehle zu. Endlich aber hatte er doch das trodene Würge in seiner Kehle überwunden.

„Ja, Barbara... ich sah das Geld vom Verein holen und schick es morgen durch den Knecht hinüber.“ murmelte er tonlos.

In die erloschenen Augensterne Barbaras trat ein leuchtender Glanz.

„Ich dank dir, Josef, tausendmal. Vergelt's Gott.“

Sie reichte ihm die Hand; sie war rissig und klein geworden und war doch ein so warm und weich gewesen. Josef sah ihr nach, wie sie müde davonstiege; sichtbar schleppte sie die Last des Kreuzes.

Freilich, geholfen hat das auch nicht mehr viel. Bald wurde der kleine Hof verpfändet und Barbara Seiler kam mit ihrem Mann ins Armenhaus. Ihre zwei Buben suchten fremden Dienst. Barbara murrte nicht und klagte nicht. Nur der Mann schimpfte und wetterte. Er wollte seine Schuld nicht eingesehen und suchte in Schnaps Betäubung, bis er aus dem Dorfbach herausgezogen wurde.

Josef Stegmüller grübelte in Nächten der Einsamkeit vor sich hin. Warum das Leben so schwer war! Ihm hatte es keine Erfüllung gebracht und Barbara nicht. Was war ihre Schuld? Ach, wir haben kein Recht, jemand schuldig zu sprechen. Gott allein ist Richter!

Josef Stegmüller war das Denken nicht leicht. Aber allmählich kam es doch wie eine Erleuchtung über ihn. An einem Sonntag zog er sein Feiertagsgewand an und ging ins Armenhaus. Kränzlich sah Barbara in dem armen Stübchen und kiffelte die dünne Waffersuppe. Sie erschrak fast, als Josef plötzlich vor ihr stand.

„Wißt du dein Geld wieder, Josef?“ fragte sie angstvoll.

Stegmüller sekte sich neben Barbara und nahm ihre abgearbeiteten Hände in die seinen. „Wirst nicht viel da herinnen verreckt haben“, sagte er mit leisem Lächeln. Ach, es ging doch nicht so leicht aus dem Munde, das gute, erlösende Wort; wieviel schneller schlüpft da das böse Wort heraus.

„Ich hab gedacht, Barbara, daß wir beide viel haben leiden müssen an einem bösen Wort. Wir sind beide einsam geworden und alt. Eine lange Zeit. Aber ich mein nur... ich mein... der Pfarrer sollt uns doch bald zum drittenmal verkünden.“

„Josef!“ Die müde Frau sagte es so leise und so behutsam, wie sie es einst gesagt hatte, als sie noch jung war und blühend.

Im stillen Abendfrieden saßen die beiden in langem, seligen Schweigen.

Röln, nach 19 Uhr, zeugnisse, S heim ein eine außer im Gefolge Lagerraum Magasingeb ten mehrere polizei zur kündigung das Feuer während d eingeleitet Mühlanlage verichont, so lange fortge noch nicht fe

Röln, fahrungslic tenbürtel s folcher Wue daß der W a e t ö t einen Sch Lebensgefä Kraftmanen fahers nich festgenomm

Boch u de au der von der Strafenba mitgeföfist vollst Personm er sofort wagens w das Verga schen eben Verlegung

Wädriger nur gegen fonderne fchuldia g meiften n hvolte sich seiner R Nach e teilte das 1/2 Jahre ficht auf d Strafen a der anfah Mannes e nummehr auszunth der bei tw Meiften mal auch neri oder vor einen nete das verwahru

Aus überfich

1/2

2

Fabrikbrand in Köln-Mülheim

Köln, 4. Juli. Am Dienstagabend, kurz nach 19 Uhr, brach in der Fabrik feuerfester Erzeugnisse, Stöcker u. Kuns, in Köln-Mülheim ein Großfeuer aus. Der Brand, der eine außerordentlich starke Qualmentwicklung im Gefolge hatte, nahm seinen Ausgang im Lagerraum und griff dann auch auf umliegende Magazinegebäude über. Auf Großalarm rückten mehrere Löschzüge der Kölner Feuerlöschpolizei zur Brandstätte aus. Nach fast zweistündiger angestrengter Tätigkeit gelang es, das Feuer auf seinen Vord zu beschränken. Während der Lagerzeit und die Magazine eingeeicht wurden, blieben zum Glück die Mühlenanlagen und die Dienstbetriebe vom Feuer verschont, so daß der Betrieb in vollem Umfang fortgeführt werden kann. Die Ursache des Brandes und die Höhe des Schadens stehen noch nicht fest.

Ein Loter, ein Schwerverletzter

Köln, 4. Juli. Ein folgenschweres Verkehrsunfall trug sich Montagabend am Melatengürtel zu. Ein Motorradfahrer stieß mit solcher Wucht gegen einen Personenkraftwagen, daß der Motorradfahrer auf der Stelle getötet wurde. Die Sozialfahrerin trug einen Schädelbruch davon; ihr Zustand ist lebensgefährlich. Der Fahrer des Personenkraftwagens, der die Vorfahrt des Motorrads nicht beachtet hatte, wurde vorläufig festgenommen.

Zwei Tote bei einem Verkehrsunfall

Wochum, 4. Juli. Am Samstagabend wurde auf dem Hüllweg ein Personenkraftwagen, der von der Lärferstraße einbog, von einem Straßenbahnwagen erfasst, etwa 30 Meter weit mitgeschleift und dann an einer Straßenecke fast vollkommen zertrümmert. Ein Anfall des Personenkraftwagens wurde so schwer verletzt, daß er sofort starb. Der Fahrer des Personenkraftwagens wurde mit schweren Verletzungen in das Bergmannsheil eingeliefert, wo er inzwischen ebenfalls an den Folgen der erlittenen Verletzungen gestorben ist.

Verdiente Strafe

Vor dem Sondergericht in Köln hatte sich ein 53-jähriger Mann zu verantworten, der sich nicht nur gegen das Heimtückengesetz vergriffen hatte, sondern sich auch noch ganz übler Vertriebsweisen schuldig gemacht hatte. Der bereits 23mal, meistens wegen Betrugs vorbestraute Angeklagte wollte sich vor Gericht auch jetzt wieder mit seiner Notlage entschuldigen.

Nach eingehender Beweisaufnahme verurteilte das Sondergericht den übelen Burschen zu 1½ Jahren Zuchthaus, weil es ihm mit Rücksicht auf die vielen, meist gleichzeitig liegenden Strafen als gefährlichen Gewohnheitsverbrecher anfaß. Die besondere Gefährlichkeit dieses Mannes ergab sich u. a. auch daraus, daß er nunmehr sogar politische Schimpfereien dazu auszunutzen suchte, um sich Almosen oder Geld bei wohlwollenden Menschen zu erschwandeln. Meistens hatte er verarmte Leute und manchmal auch sogar seine Arbeitskameraden begauelt oder bestohlen. Um die Volksgemeinschaft vor einem solchen Menschen zu beschützen, ordnete das Sondergericht auch die Sicherungsverwahrung an.

Elternglück auf dem Ausflug

Aus der Nordeifel, 3. Juli. Ein überraschendes Elternglück erlebte ein Ehepaar,

das sich an dem Ausflug eines Düsselborfer Gesangsvereins beteiligte. Obwohl in absehbarer Zeit mit Familienzuwachs gerechnet wurde, glaubte die Frau doch, sich an dem Ausflug unbefangenen teilnehmen zu können. Unerwartet jedoch trat das Ereignis ein, als die Gesellschaft gerade das Ziel ihres Ausfluges, die Nordeifeler Seenplatte, erreicht hatte. Man wollte die Frau mit einem Kraftwagen zum nächsten Arzt bringen, doch kam es nicht mehr

hierzu. In einem Privathause in Gemünd schenkte die junge Frau zwei kräftigen Jungen das Leben. Daß dieses seltene Ereignis in den Kreisen der Gesangsbrüder größte Freude auslöste, braucht wohl kaum besonders betont zu werden. Diese Freude brachten die Ausflugsteilnehmer dadurch zum Ausdruck, daß sie für die jungen Erdenbürger einen Kinderwagen und eine Wiege schenkten.

30000 Studenten leisten Erntehilfe

Großeinsatz der studentischen Jugend zur Bergung der Ernte

Berlin, 5. Juli.

Ueber den großartigen Einsatz der gesamten deutschen Studentenschaft zu Landdienst und Erntehilfe, der in diesem Jahr rund 30000 Studenten erfaßt wird, sprach der Beauftragte des Reichsstudentenführers für die studentische Erntehilfe, Kracke, am Dienstag in Berlin vor Vertretern der Presse.

Der Redner veranlaßte, daß die deutsche Hochschule nicht allein Stätte der Forschung und der Lehre, sondern eine Erziehungsstätte sei, in der die praktischen Forderungen der Lebensberufe stärker als in der Vergangenheit in den Vordergrund treten. Wer später Menschen führen wolle, müsse die Menschen kennen, es gelte daher, die Studenten zum Bauern und zum Arbeiter zu führen.

„Der Landdienst ist“, so betonte der Beauftragte des Studentendienstes, „das entscheidende und das typische Erziehungsmittel der Kameradschaft des NSD-Studentenbundes“. Dieser Landdienst stelle gleichzeitig eine Auslesemöglichkeit sowohl nach charakteristischen als auch nach volkischen Auslesemomenten dar. Der studentische Landdienst wurde als freiwillige Einrichtung 1934 zum ersten Mal eingeleitet. Die Stärke des Einsatzes, die damals nur 400 Mann betrug, ist auf 3000 im Sommer 1937 gestiegen. Nach der Durchgliederung der Hochschulen in

Kameradschaften hat sich der Einsatz im Landdienst auf 5000 Mann erhöht. Dazu kommt in diesem Jahr die Erntehilfe, die jeden Studenten erfaßt, und die die Zahl der zur Bekämpfung der Landarbeiternot eingesetzten deutschen Studenten über die ursprünglich als Höchstzahl des Erntehelfers vorgegebenen 25000 Mann hinaus auf rund 30000 Mann erhöhen wird. Der Einsatz erfolge im deutschen Osten, mit dessen Problemen der deutsche Student aus eigener Anschauung und eigenem Erleben vertraut sein muß.

Organisatorisch geschieht der Einsatz des Landdienstes in der Weise, daß jeder Kameradschaft einer bestimmten Hochschule ein Dorf als „Stammort“ zugeteilt wird. Auf diese Weise wird eine enge menschliche und politische Verbindung zwischen Dorf und Hochschule geschaffen.

Auf dem Landdienst baut sich, wie Kracke weiter mitteilte, noch ein Wissenschaftsdienst der älteren Semester auf, der eine ungemein bedeutungsvolle volkspolitische Arbeit im deutschen Osten leistet. Endziel aller dieser Maßnahmen sei es, daß die deutschen Studenten nicht nur die Probleme des deutschen Ostens kennenlernen, sondern hier auch einmal ihren Beruf als Arzt und Techniker, als Jurist oder Ingenieur ausüben.

Chronik des Tages

Geschenk Francos an den Führer

Berlin, 4. Juli. Der Führer empfing heute in der Neuen Reichskanzlei den spanischen Botschafter Marquis de Magaz, der ihm als persönliches Geschenk des Staatschefs Spaniens, Generalissimo Franco, drei Silber des spanischen Malers J. Zuloaga überbrachte. Das eine Bild stellt einen spanischen Bauern in einer Landschaft dar, die beiden anderen Spanierinnen in ihrer Nationaltracht.

Der Führer nahm die Gabe des Camillo mit herzlichsten Worten des Dankes entgegen. Eine Ehreninformation der SS-Verbandsliste erwies dem spanischen Botschafter im Ehrenhof der Neuen Reichskanzlei bei der An- und Abfahrt Ehrenbezeugungen.

Sicherung

der Ernährungsgrundlage

Rom, 4. Juli. In der Zeit vom 30. Juni bis 2. Juli fand in Bologna auf Grund der zwischen den beiden Landwirtschaftsministern Darré und Rissani in München getroffenen Vereinbarungen eine deutsch-italienische Arbeitsbesprechung über Fragen der Landwirtschaft und Agrarpolitik statt. An ihr nahmen Vertreter der beiden Landwirtschaftsministerien, der landwirtschaftlichen Berufsstände und der Agrarwissenschaft teil. Geführt wurde die Besprechung von den Staatssekretären Bode für Deutschland und Tassinari für Italien. Bereits diese erste eingehende offizielle Aussprache ergab volle Übereinstimmung der Auffassungen über die Gestaltung und Entwicklung sowie die Ergänzungsmöglichkeiten der landwirtschaftlichen Erzeugung Deutschlands und Italiens im Hinblick auf weitestgehende Ernährungssicherheit auch im Falle besonderer Verhältnisse. Das Ergebnis dieser Aussprache wird, soweit noch erforderlich, durch laufende Abmachungen über Einzelfragen vertieft werden.

Lügen am laufenden Band

Brag, 4. Juli. Der französische Rundfunk verbreitete am 3. Juli, abends, eine Meldung der Havasagentur, derzufolge die von den Slowaken in Berlin geführten finanziellen Verhandlungen mit einem vollständigen Miß-

Ein Krieg, der keine Kanonen, sondern Gründlichkeit erfordert, ist der Kampf gegen den Kartoffelkäfer.

erfolg für die Slowaken geendet hätten. Minister Durrant sei gezwungen gewesen, deshalb im geheimen nach Berlin zu reisen.

Hierzu erfahren wir von autorisierter Stelle aus Breslau, daß an dieser Meldung der französischen Havasagentur auch nicht ein Wort wahr ist. Ganz im Gegenteil haben alle an diesen Berliner Besprechungen beteiligten Persönlichkeiten hervor, daß sie in Berlin die beste Aufnahme und volles Verständnis für alle vorgebrachten Forderungen der Slowaken gefunden haben. Die Nachricht von einer „heimlichen Abreise“ Minister Durrants nach Berlin ist ebenfalls frei erfunden.

Dieses Beispiel zeigt wieder einmal, daß die deutschfeindliche Agitation vor keiner Enttarnung und vor keiner Unwahrheit zurückbleibt und daß derartige Meldungen in bössartiger Absicht von unverantwortlichen Elementen frei erfunden werden.

Die „Thetis“-Katastrophe

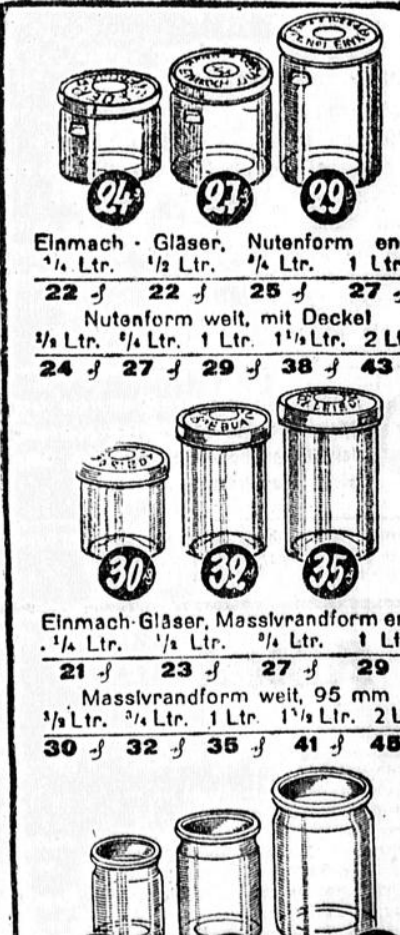
London, 4. Juli. Die heutige Verhandlung des Untersuchungsausschusses zur Klärung der Gründe, die zur Katastrophe der „Thetis“ geführt haben, brachte bemerkenswerte Zugeständnisse des aus dem U-Boot geretteten Kapitäns Dr. am. Auf Befragen mußte Dr. am zugeben, daß wahrscheinlich der größte Teil der Beladung, wenn nicht die ganze Beladung, hätte gerettet werden können, wenn die Hilfskräfte rechtzeitig zur Stelle gewesen wären. Sätten sich diese Hilfskräfte in der Nähe befunden, so gab der Kapitän zu, hätte die Mannschaft im Laufe der Nacht, wo die Luft im Unterboot noch gut gewesen sei, mit Hilfe von Dampfschiffen das Boot verlassen können.

Beschärftete Blockade

London, 4. Juli. Die Londoner Blätter berichten aus Tientsin über eine weitere Verschärfung der Blockade. Die Zufuhr an verbotenen Lebensmitteln sei erneut eingeschränkt worden. Milch und Kohle seien nur in so geringem Umfang wie zurzeit der schärfsten Blockade erhältlich. Für Freitag würden in Tientsin und anderen großen Städten Nordchinas antibritische Massendemonstrationen vorbereitet. Der Ruf nach Rückgabe der ausländischen Konzessionen an China werde immer lauter.

Japanischer Protest in Moskau

Tokio, 4. Juli. Der japanische Botschafter in Moskau, Togo, protestierte scharf gegen die fortgesetzte Verletzung der vertraglich garantierten japanischen Oel- und KohlenkonzeSSION sowie der Fischereiindustrie in Nord-Sachalin. Togo habe in der Unterredung auf die Möglichkeit einer Verschärfung der Lage hingewiesen, sofern Moskau nicht Japans Rechte anerkenne. Da, wie das Blatt Tokio Mabi Shimbun ergänzend meldet, Moskau sich Japans Forderungen gegenüber ablehnend verhalten habe, habe das japanische Außenamt entschiedene Maßnahmen zur Wahrung der japanischen Interessen in Nord-Sachalin getroffen.



Einmach-Gläser, Nutenform eng, 1/4 Ltr.	24
Einmach-Gläser, Nutenform eng, 1/2 Ltr.	27
Einmach-Gläser, Nutenform eng, 3/4 Ltr.	29
Einmach-Gläser, Nutenform eng, 1 Ltr.	31
Einmach-Gläser, Nutenform weit, mit Deckel, 1/4 Ltr.	22
Einmach-Gläser, Nutenform weit, mit Deckel, 1/2 Ltr.	25
Einmach-Gläser, Nutenform weit, mit Deckel, 3/4 Ltr.	27
Einmach-Gläser, Nutenform weit, mit Deckel, 1 Ltr.	29
Einmach-Gläser, Nutenform weit, mit Deckel, 1 1/2 Ltr.	38
Einmach-Gläser, Nutenform weit, mit Deckel, 2 Ltr.	43
Einmach-Gläser, Massivrandform eng, 1/4 Ltr.	21
Einmach-Gläser, Massivrandform eng, 1/2 Ltr.	23
Einmach-Gläser, Massivrandform eng, 3/4 Ltr.	27
Einmach-Gläser, Massivrandform eng, 1 Ltr.	29
Einmach-Gläser, Massivrandform eng, 1 1/2 Ltr.	30
Einmach-Gläser, Massivrandform eng, 2 Ltr.	32
Einmach-Gläser, Massivrandform eng, 2 1/2 Ltr.	35
Einmach-Gläser, Massivrandform eng, 3 Ltr.	41
Einmach-Gläser, Massivrandform eng, 4 Ltr.	48
Zubinde-Einmach-Gläser: 1/4 Ltr.	11
Zubinde-Einmach-Gläser: 1/2 Ltr.	14
Zubinde-Einmach-Gläser: 3/4 Ltr.	17
Zubinde-Einmach-Gläser: 1 Ltr.	20
Zubinde-Einmach-Gläser: 1 1/2 Ltr.	28
Zubinde-Einmach-Gläser: 2 Ltr.	31
Zubinde-Einmach-Gläser: 3 Ltr.	40
Zubinde-Einmach-Gläser: 4 Ltr.	58
Zubinde-Einmach-Gläser: 5 Ltr.	49
Zubinde-Einmach-Gläser: 6 Ltr.	85
Zubinde-Einmach-Gläser: 8 Ltr.	110

Wir helfen der Hausfrau zur Einmachzeit

Gelegegläser neue Form

- 1/4 Liter 11
- 3/8 Liter 14
- 1/2 Liter 17

Fruchtsaftbeutel, aus gutem Gewebe, 50 Stk. Holzring dazu 15

Der praktische Einzel-Einkocher aus Weißblech mit Einsatz u. Feder, 2.75

Bohnen-schnellmaschine, gute Ausführung, 98

Fruchtpresse, gutes Fabrikat, Hochglanz verzinnert, Ausführung, 6.95

Schriftliche Bestellungen jeder Art erledigt schnell und zuverlässig unsere Versand-Abteilung. Im Landkreis Köln bringt unser Auto-Überland-Dienst alle Waren ins Haus. Postversand nach jedem Ort von 20 RM. an portofrei.

Versand nur gegen Nachnahme od. Voreinsendung des Betrages.

Kirschkernzer, mit Glas zum Auffangen des Saftes, 25

Dampfverschlussapparat, Metallschlauch, sehr praktisch u. schnell arbeitend 0.50

Wasserkessel, Aluminium, hierzu passend 0.94

Rührmaschine, „Flotte Lotte“, schnell und sicher arbeitend 3.90

Rührmaschine, stabile Ausführung, 16 cm, zum Auseinandernehmen, 98

Haushaltswaage, mit 10 gr. Einteilung bis 1000 gr., Tragkraft, 10 kg, 2.95

Kruger & Knoop

Köln, Breite Str. u. Richmodstr.

Rüstenrettungsdienst übte vorm Sturzbalken.

Früh morgens springt der Alarmruf durch das Dorf. Wenige Minuten später sind die Kampfmannschaften zur Stelle. Die Schuppentore fliegen auf. Der Motor springt an und mit fliegender Fahrt geht es zur Unfallstelle. Zwanzig Kilometer sind auf schlechten Wegen der Rest durch hügeliges Dünen Gelände in tiefen Sand zurückzulegen. Der Raketen-Krowagen nimmt glatt alle Hindernisse in kürzester Frist. Dort zeigt die Tafel ihre Richtung. Der Wagen stoppt an der für den Raketenführer günstigsten Stelle. Schießgestell, Tauchapparat und mit wenigen, gut gelagerten Handgriffen schnell vom Wagen genommen und schußbereit gemacht. Die Kameramänner kurbeln eine Achtung! Deckung nehmen! Klar zum Schießen! Sprühend frißt sich das Feuer mit der Zeit

Von Alfred Beer.

Nur ehe er an das Ende des Weilers kam, löste sich aus dem Schatten des letzten Hauses eine Gestalt, sah sich vorsichtig um und streckte dem Walde zu. Was war das? Rasch und lautlos eilte ihr Hans nach. Er hielt sich wie ein Mann vor ihm im Schatten der Bäume. Er war die Nacht mondell. Als der Verfolgte eine Pflanzung kam und das volle Mondlicht auf ihn fiel, fuhr Hans zusammen. Jetzt kannte er den Mann, es war der russische Teroffskij, mit dem er an jenem Winterab-

Da auf einmal ein halblauter Ruf hinter ihm. Der Unteroffizier mußte ihn im Moment geschehen haben. Er sah, wie der Unteroffizier stehen blieb und zu ihm herpöste. Hinter ihm rief einer das Gewehr hoch, aber der Unteroffizier wehrte ihm. Offenbar sollte er Schuß den Anmarsch verraten. Der Ausruf sprang jetzt auf Hans zu. Dieser eilte in langen Schritten davon. Wieder war der Ruf in der Jagd hinter ihm her. „Lieber Gott,“ hatte Hans einmal innerlich gerufen, „dachte er nur noch an Rettung. Da tauchte aus dem Dunst eine Gestalt auf. Erstaunt und unsicher schaute der Mann auf die beiden herstürmenden Gestalten. Hans veruchte, die Russen zu täuschen. Er konnte etwas Polnisches, „Vorrich! Vorrich!“ rief er dem Pösten. Da erkante hinter ihm ein dreimaliger kurzer leiser Pfiff. Es mußte ein verabredetes

„Hans, hierher“, erscholl da plötzlich eine bekannte Stimme. Sie gab ihm neue Kraft. Er lief auf sie zu. Da tauchten Gestalten auf, das Gewehr schußbereit in der Hand. Der Feldwebel des Regimentsstabes stand vor ihm. „Hans, was ist los?“ rief er dem taumelnden und leuchtenden Mann zu. „Die Russen kommen hinter mir durch den Sumpf. Meine Spur führt zu einem Pfad. Wo der Hochwald aufhört, fängt er an. Sie haben Maschinengewehre, drüben stehen Kanonen. Ich habe hier einen Stich.“ Er taumelte wieder und fiel dem Feldwebel bewußtlos in die Arme. Nachdem er gesagt hatte, was notwendig war, verließ ihn die Spannkraft, und er gab jeden Widerstand gegen seine Mattigkeit auf.

Zu einer Beilage gedentt diese Ausgob
des „Büchertisch“ eines seltenen Arbeitsjub
läums. Generaldirektor Philipp Dorned
feierte seine 60 jährige Zugehörig
keit zum Verlagshause. Gewiß Anlaß genug
um auch im „Büchertisch“ die Persönlichkei
des Mannes zu würdigen, der am Gesamtertr
sen des Verlagshäusens Herder während viele
Jahrzehnte überragenden Anteil hat.

Verantwortlich für den Schrift- und Anzeigenteil Paul Becker
in Brühl, Verlag: Paul Becker in Brühl.
D. N. 5. 39: 1000, 3. St. in Preisliste Nr. 9 gültig

14.00 Nachrichten
14.10 Melodien aus Aöku am Rhein
15.00 Sendepause
16.00 von Wien: Musik am Nachmittag.
17.00 Beliebte Tenöre singen!
17.30 Geste von Hierib. Eine deutsche Tonbichterin
18.00 Credere — obediire — combattere!
Glauben — gehorchen — kämpfen!
Vom Wesen und Werden der falschischen Jugend
18.20 Neue Cembalo-Musik
Einlage: Der Brief. Alfred Krupp schreibt.
18.45 Eine Viertelstunde Weltgeschichte
19.00 Spiegel des Lebens
19.10 Die 12-Stunde des Reichsrenbers Aöku
19.50 Und heute?
20.00 Nachrichten
20.10 Hans Rumb spielt!
darin: 20.09—21.10 Zeitung im Kampf für die Idee
Vom SM-Mann zum Hauptkristleiter
22.00 Nachrichten
22.15 Nachrichten in englischer Sprache
22.40—24.00 vom Stuttgart: Volks- und unterbun-
tungs-musik.

● **Armbanduhren** ●
Brillant-, Gold-,
Silberwaren, Besetzte
Große Auswahl, stets günstig
Juweller Schnitzler
Köln, Königstraße 3
an der Malzmühle

Dieser Raum ist sehr klein
aber der Erfolg groß.
Denn jedes Auge zieht er an.